Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 31 **Marburg i. H., den 29. Juli** **1909**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Die Tragkraft des Glaubens — Felix Mendelssohn-Bartholdy. Erste Hälfte — Literaturbriefe: 22. Intermezzo über das Unbewußte in der Religion — Bauerntum, Volkstum und Landpfarramt — Kirche und Arbeiterstand. Eine Mannheimer Pfarrwahlgeschichte — Die Not unter den Armeniern — Verschiedenes: Zu unsern Artikeln über Nordschleswig; Die evangelische Kirche und ihre Reformen (Niebergall); Christliche Antike (v Sybel); Die klassische Archäologie und die altchristliche Kunst (v Sybel); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die Tragkraft des Glaubens

Man hatte sie eines Morgens im Wasser gefunden, in einem der schönen klaren Teiche des Parkes. So sorgsam und gewissenhaft, so fleißig und fürsorglich war sie ihr Leben lang gewesen. Das hatte ihr viel Liebe und Treue erworben. Aber ihr war auch eine harte Bürde mit auf den Lebensweg gegeben. Eine rätselhafte, krankhafte Schwermut setzte ihr zu von Kindertagen an. Jahrzehnte hatte sie mit stiller Tapferkeit dagegen gekämpft. Endlich war sie doch dem bösen Feind erlegen. Nun gaben wir dem müden Leib sein letztes Geleit, der eigene Bruder segnete die Seele der Entschlafenen. Als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, half er sich und uns mit dem Worte der Bibel: „Was ich tue, verstehst du jetzt nicht; du wirst es aber hernach verstehen."

Das ist nun lange Jahre her, ich war fast noch ein Knabe, als mir das große, schwere Rätsel, das dem Glauben aufgegeben ist, zum ersten Mal entgegentrat, das Rätsel der Theodicee: Wie können wir an Gott glauben, den Allgerechten und Allbarmherzigen, wenn es doch so viel Leid, Leiden oft grade der Besten auf dieser Erde gibt? Uralt ist diese Frage und will doch nicht sterben; jedem von uns tritt sie wieder aufs neue entgegen und läßt uns nicht los, bis wir eine befreiende Antwort gefunden haben. Gibt es eine solche Antwort?

Ich stehe im Unterricht vor meinen Kindern: wir reden von Luthers Katechismus. Jesus lehrt uns beten: „Unser täglich Brod gib uns heute"; und Luther legt es aus: „Gott gibt täglich Brod auch wohl ohne unsere Bitte allen bösen Menschen." Aber schon meine Kleinen, deren keiner je selbst Hunger litt, bezweifeln die Wirklichkeit dieser Worte. — Die Christenheit bekennt ihren Glauben an den Allmächtigen, der nicht nur Schöpfer, sondern auch Vater ist; und Luther rühmt von ihm, daß er „wider alle Fährlichkeiten beschirmt und vor allem Uebel behütet und bewahrt." Aber meine Kleinen erzählen mir von der großen Wassersnot an Lahn und Elbe und von dem Erdbeben in Messina.

Und dabei haben diese Kinder, Gott Lob, von den schlimmsten Dingen noch keine Ahnung: von Sünde und Schande, von ihrer Verflechtung mit dem Mechanismus des sozialen Lebens, von den furchtbaren Regeln der Statistik und dem grausigen Gesetz der Vererbung: die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied! Auch haben sie noch nicht erfahren, daß es etwas viel Schlimmeres gibt, als Krankheit und Tod: wenn wir zusehen müssen, wie eines geliebten Menschen Seele von Dunkel und Wahn ergriffen und schließlich in die Nacht gezogen wird, die dem irdischen Auge unendlich erscheint.

Haben wir eine Antwort auf diese Rätselfragen? Sollen wir sagen: Viel Leid ist selbst verschuldet, wir wollen uns warnen lassen und vorsichtiger sein? Oder: Jedes Leid ist eine Mahnung zu barmherziger Hülfe, und Nichts verknüpft uns Menschen besser als Hilfe geben und nehmen? Oder: Wir alle haben von Gott so unendlich viel Gutes gedankenlos, wie selbstverständlich hingenommen; sollten wir uns weigern, auch dies Leid zu tragen? Oder: Das Leiden gehört mit zu einem vollen Menschenleben; wie die edle Glockenspeise im Feuer gekocht und geläutert wird, so unsere Seele im Leiden, bis sie wie die Glocke tief, voll und rein klingt und jeden Klang des Lebens mit ihrem Mitgefühl begleiten kann? Oder sollen wir einfach sagen: Wir alle haben von Gott nichts als eitel Strafe verdient. Deshalb ist es sinnlos zu murren, weil Gott in seiner unergründlichen Barmherzigkeit Vielen — die Strafe erläßt?

Das alles sind richtige Antworten und sie mögen, jede am rechten Platz, viel Segen stiften; aber eine Lösung des Rätsels sind sie nicht. Es ist vielmehr ein verhängnisvoller Wahn, in solchen Antworten eine Lösung des Rätsels erblicken zu wollen; viel liebloses Richten und viel bittere Verzweiflung entspringt aus solchem Wahn.

So bleibt uns also nichts als einzugestehen, daß wir keine Lösung haben? — Das wäre der Bankerott des Glaubens. Aber, Gott sei Dank, uns bleibt noch etwas wunderbar Großes und Herrliches: die Erfahrung nämlich, daß der Glaube diese Rätsel freilich nicht lösen, aber tragen kann. Wohl wird der Glaube immer wieder erschüttert von diesen schmerzlichen Rätseln, aber er wird nicht umgestoßen; wohl wird er oft tief gebeugt von diesen schweren Lasten, aber er bricht nicht unter ihnen zusammen. Er hält sich in Demut und Vertrauen an das Wort der Bibel: Was ich tue, verstehst du jetzt nicht; du wirst es aber hernach erfahren.

Aber Niemand täusche sich selbst: diese wunderbare Kraft kann nur der echte, der aus Gott geborene Glaube entfalten. Aller Wahnglaube, der in Wirklichkeit nur Gewohnheit und Meinung oder auch Trotz und Eigensinn war, bricht in solchen Prüfungen schließlich zusammen; bestehen bleibt nur der Glaube, der ein Leben aus Gott und mit Gott ist. Er bleibt bestehen; denn wenn er auch in dieser Welt steht, so lebt er doch von den Kräften einer andern Welt. Er kann die unlösbaren Rätsel der Zukunft überlassen; denn er hat eine Geschichte mit Gott erlebt, die ihm Niemand und Nichts abstreiten kann. Der Glaubende weiß, daß sein Leben angefangen hat, als Gott in seine Seele griff, sie durch Sterben zu neuem Leben brachte. Von da an ist ihm die Welt verwandelt, er sieht sie mit andern Augen an. Vieles Große ist ihm ganz klein und vieles Verachtete sehr wichtig geworden: nichts unwesentlicher, als was die Menschen Glück nennen; nichts wichtiger als das Leben der Seele.

Noch einmal: auch der Glaube mit seinem geöffneten Auge durchschaut nicht alle dunklen Rätsel; aber Gott hat ihn zu viel sehen lassen von seiner väterlichen, göttlichen Güte und

Barmherzigkeit, als daß er nicht in Demut vertrauen sollte, auch wo er den Ewigen nicht versteht. H S

Felix Mendelssohn-Bartholdy

1

Am 3. Februar waren es hundert Jahre, seit Mendelssohn das Licht der Welt erblickte. Die Feiern zu diesem Tage waren recht bescheiden im Vergleich mit der Popularität, die der lebende, früh vollendete Meister selbst erfahren durfte. Er gehörte zu den seltenen Lieblingen des Schicksals, die den Erfolg ihres Strebens alsbald, auf Schritt und Tritt erleben dürfen. Die großen Musikfeste, in London und Birmingham wie in Düsseldorf, Köln und Leipzig, auf denen er dirigierte und seine Tonschöpfungen vorführte, waren geradezu Ereignisse für die musikalische Welt. Man kann sagen: die germanische Welt erkannte unmittelbar in ihm den typischen Ausdruck ihrer musikalischen Seele. Heute aber ist die allgemeine Begeisterung einer sehr skeptischen Stimmung gewichen und nicht bloß die von Richard Wagner, dessen „Judentum in der Musik" den ersten Vorstoß gegen Mendelssohn bedeutete, und von Richard Strauß geführten musikalischen Kreise, auch das weitere Publikum entdeckte die Schranken seines Genies und die zeitgeschichtliche Bedingtheit seines durchschlagenden Erfolges. Es ist meine Ueberzeugung, daß die Popularität des Meisters tief begründet war, nicht bloß in seinen Vorzügen, auch in seinen Schranken, und daß er es verdient, in einem Blatte, das sich „Christliche Welt" nennt, als ein hervorragender Förderer idealen Lebens und deutsch-evangelischen Wesens gepriesen zu werden.

Von wenigen musikalischen Meistern kann man auf Grund von autobiographischen Aufzeichnungen und von authentischen Darstellungen bedeutender Zeitgenossen ein so klares Bild ihres Wesens und Schaffens gewinnen, bei wenigen so deutlich erkennen, wie ihr Schaffen aus ihrem Wesen notwendig erfloß. Wer kennt nicht seine Briefe aus den Jahren 1830—1847 (nunmehr in billiger Auflage), in denen außer ungemein farbenreichen Reiseskizzen ein fortlaufender Kommentar zu seinem künstlerischen Wirken erfreut? Noch bekannter dürfte „Die Familie Mendelssohn" von dem kongenialen Neffen S. Hensel sein, die durch ihre siebzehn Auflagen bewiesen hat, daß sie ein Familienbuch geworden ist: es zeigt uns, wie Felix so ganz Glied einer höchst entwickelten Familie war. Auch wer nicht musikalisch ist, wird sich, selbst wenn ihn gewisse Berlinismen der hochbegabten Schwestern abstoßen, von dem ungemein reichen Gedankenleben und der Innigkeit des Familienlebens gefesselt fühlen. Seit wir aber in Therese Devrients entzückenden Jugenderinnerungen den werdenden Künstler in seiner hinreißenden Gewalt und edlen Freundeshingabe belauscht haben, sind auch ihres Mannes Eduard Devrient Erinnerungen an den Jugendfreund von uns wieder hervorgeholt und neu genossen worden in ihrem ganz einzigen idealen Zauber. Dazu sind die Erinnerungen und Briefwechsel der anderen nahen Freunde Hiller und Klingemann, der ihm die Texte seiner liebsten Lieder gegeben, getreten, nicht zu vergessen der Mitteilungen, die sein Sohn Karl von den Beziehungen des Tondichters zu dem Weimarer Olympier, der so tief in ihn hineingeschaut, uns geschenkt hat. Ist durch all diese Veröffentlichungen das Bild des reichen, vielseitig begabten und angeregten, sich weitstrahlend auslebenden Jünglings und Mannes zu starker Wirkung auf unser Volk gekommen, so ist der Charakter des Tondichters durch andere Publikationen wie „Aus Moscheles' Leben", durch die geistvollen, von keinem Beigeschmack der Rivalität getrübten Aufsätze Schumanns über seine Tondichtungen (nun in Reclams Universal-Bibliothek unter dem Titel „Schumanns Gesammelte Schriften über Musik und Musiker" leicht zu finden), durch Rubinsteins wertvolle Bemerkungen in „Die Musik und ihre Meister", vor allem aber durch die eindringende Analyse von August Reißmann „Felix Mendelssohn-Bartholdy. Sein Leben und seine Werke" (3. Auflage) so klargestellt, daß von einem Schwanken nicht mehr geredet werden kann. Wer nur wenig Zeit hat, findet eine vollgenügende, nicht unkritische Biographie von Bruno Schrader in Reclams Universal-Bibliothek 3794.

2

Das Hauptverdienst Mendelssohns liegt zweifellos auf dem Gebiet der Hausmusik und der musikalischen Erziehung, deren Bedeutung aber weit über das Gebiet der Musik hinausgeht, sich auf die Kultur der Gefühle erstreckt. Mendelssohn wuchs ja in einer Zeit auf, da die Hausmusik emsiger und sorgfältiger gepflegt wurde als das öffentliche Musikleben, da die gesamte Kunstübung mehr geselliger Natur war. Und in seinem elterlichen Hause wurde die Musik mit der ganzen Hingebung und Gewissenhaftigkeit gepflegt, deren ein deutsches Gemüt fähig ist. Aus dieser Hausmusik stammen seine weichen, poesievollen Töne, die in den Liedern ohne Worte und in den wesensverwandten Andantes seiner Konzerte uns in den Jahren der Entwickelung ganz erfüllten. Was verdanken wir alles der reizvollen Melodik dieser schlichten Lieder! Haben sie nicht unsere Seele aufgeschlossen und der Aeolsharfe gleich empfänglich und sympathisierend gemacht für alle Berührungen mit andern Seelen? Man glaubt vielfach, wir seien heutzutage hinaus über diese Gefühlsschwelgerei. Aber Mendelssohn ist bei tiefem Gefühl, wie eine Engländerin, die ihn viel gehört, sagt, „nicht eine Spur sentimental", auch in diesen Liedern; man muß nur, wie der große Meister des Klavierspiels, v. Bülow, fordert, streng die Zeichnung reinerhalten, die äußerste Verfeinerung in Anschlags- und Bewegungsschattierungen, die Mendelssohn verlangt, die Grazie und Ungezwungenheit, die strenge Taktobservanz kategorisch im Auge behalten, die Tempi nicht zu langsam nehmen, „flott, frisch, immer vorwärts" drängen, ohne doch in gaukelnde Unruhe, willkürliches Arpeggieren und Pedalgebrauch zu verfallen. Hiller erzählt uns, der Komponist habe seine eigenen Kompositionen mit größter Intimität gespielt, mit einer Zurückhaltung, die offenbar in der Absicht begründet war, durch den Vortrag nicht zu bestechen und das Werk rein durch seinen Inhalt wirken zu lassen. Wo das beachtet wird, da sind und bleiben die Lieder ohne Worte ein allervornehmstes musikalisches und allgemeines Erziehungsmittel. Denn da ist „Phantasie und Herz zu untrennbarer Einheit verschmolzen", die Form, so fest und knapp gefügt, doch so beseelt und durchgeistigt, daß sie sich nie als solche geltend macht. Die behagliche Glückseligkeit eines ungemein empfänglichen Gemütes strömt aus in der süßesten Melodik, in deren Dienst die durchgebildetste Harmonik gestellt ist. Dabei berührt die Verbindung von Lauterkeit und Schönheit der Empfindung, etwas in sich gekehrter Melancholie und stets gehaltener Leidenschaftlichkeit seiner schönen Seele, die Schumann betont, gerade die schwärmende Jugend als etwas durchaus Gesundes. Wir sollen uns nicht irre machen lassen an dieser echt deutschen Gefühligkeit. Uebrigens kann man auch bei Schumann lernen, wie reich und mannigfaltig trotz aller Manier gewordenen Wendungen und Wiederholungen diese Lieder sind, die vom einfachen Lied durch das Duett bis zum Mehrstimmigen und Chorartigen vorschreiten. Ueber Alles wichtig aber sind die leichten, oft volkstümlichen Gesangweisen, die, wie Schumann bemerkt, aus demselben Born gekommen sind, aus dem Eichendorff einige seiner wundervollsten Gedichte geschöpft hat, aus dem romantischen Volksgemüt. Der tiefere und genialere Schumann rühmt auch an den Mendelssohnschen Fugen den Gesang, den feinen Schmelz, das Melodische der Kantilene, wodurch sie vor den Bachschen sich auszeichnen: der geistreiche Künstler überdeckt das künstliche Wurzelwerk so, daß wir nur die Blume sehen, spielt mit den Fesseln der Form wie mit Blumengewinden. Gewiß verwöhnt er dadurch die Jugend, während Bach sie stählt. Aber er weckt doch der Töne Gewalt in den Seelen.

Ach, wenn wir nur in feinen Familienzirkeln mehr solche Hausmusik hätten, wo man nach Schumanns Rat eine Mendelssohnsche Sonate nach einigen Goetheschen oder Lord Byronschen Gedichten zu genießen bekäme. Nicht in den unnatürlich gesteigerten, grell beleuchteten Konzerten, in der Hausmusik vermittelt sich der beste Eindruck unsres Komponisten. „Was uns hier berührt und anzieht, ist nicht das Fremde, nicht das Neue, sondern eben das Liebe, Gewohnte. Es stellt sich nichts über uns, will uns nichts in Erstaunen setzen; unsern Empfindungen werden nur die Worte geliehen, daß wir sie selbst gefunden zu haben meinen." (Schumann.)

Die Lieder ohne Worte sind zweifellos am charakteristischsten für Mendelssohn. Es ward ihm, zumal in seiner ersten Jugend, schwer, in die fremde Dichter-Individualität sich einzuleben; seine starke und abgeschlossene Subjektivität läßt sich durch sie zwar anregen, aber nicht eigentlich weiter befruchten. Aber in seinen vielgesungenen Liedern für eine Singstimme, die wir gewiß nicht mit denen Schuberts oder Schumanns vergleichen wollen, ist wie in Goethes Liedern die Volksseele so recht zu sich selbst gekommen. Reißmann hat das vortrefflich nachgewiesen. Mendelssohn hat stets nur solche Texte komponiert, die ihm völlig kongenial waren, am liebsten solche Lieder, die unmittelbar aus dem tiefbewegten Innern des Dichters hervorgequollen, deren Sprachmelodie er nur nachzugehen brauchte, um eine die Stimmung vollständig, wenn auch nur oberflächlich charakterisierende Melodie zu finden. „Im Gegensatz zu Schubert gestattet er der Phantasie des Dichters keine unbeschränkte Wirkung auf seine eigene; er empfindet sie nur in dem beschränkteren Rahmen seiner eigenen, in die er jene hineinzieht, um sie ihr anzupassen; er setzt darum nur einzelne Lieder musikalisch um, nicht aber wie Schubert und Schumann bestimmte Dichterpersönlichkeiten." Aber gerade in dieser Beschränktheit liegt das Populäre: die reiz- und klangvollen Akzente, die geschlossene, unmittelbare Einheit der Melodie, auch die unentwickelte Klavierbegleitung, die keinerlei Ansprüche für sich erhebt, die Schwäche der doch nicht dürftigen Harmonistik, die dem vollen und wahren, unmittelbar und zündend wirkenden Ausdruck dienstbar gemacht wird, erklärt die von keinem Andern erreichte Bedeutung Mendelssohns für das volkstümliche Lied. Man erinnere sich an: „Leucht' heller als die Sonne", „Nun brechen im schallenden Reigen", „Ringsum erschallt", oder an das Winterlied oder an „Leise zieht durch mein Gemüt", so hat man die Muster des Volksliedes, das den Texteswörten ihre feinsten Akzente abgelauscht, sie in die leichtfaßlichste Melodik, die die Stimmung nicht originell, im weitesten Umriß darlegt, übergeführt und diese in die einfachsten, naheliegendsten Harmonien gegossen hat. Und wenn wir uns erinnern an die Lieder, die uns in den ergreifendsten Momenten des Lebens als ihr vollster Ausdruck berührten: „Schlummre und träume von kommender Zeit", „Vergangen ist der lichte Tag", „Es ist bestimmt in Gottes Rat", dann wissen wir, was uns Gott mit diesem innigen, reinen Gemüt geschenkt hat. Es ist wahr: „das Mendelssohnsche Lied verbindet die süßeste Melodie mit der volksliedmäßig knappsten Form; er baut in seiner Phantasie eine Märchenwelt auf, die er zugleich mit dem Herzen erfaßt." Glauben wir nicht mehr an den moralischen Gewinn solches Untertauchens in der Welt der Märchen und schönen Empfindungen? Ist es denn ganz veraltet, dankbar der tiefen Freuden zu gedenken, die Mendelssohns Duette, von gleichgestimmten Frauenseelen in richtigem, d. h. bewegtem, ja vorwärtsstürmendem Tempo vorgetragen, uns bereitet haben? Man gebe sich nur wieder gläubig dem Zuge dieser schlichten und warmen Melodien hin, singe auch die späteren, das Ernte- und Mailied, und gestatte sich einmal in „Dies ist der Tag des Herrn" für einige Minuten andächtig zu schwärmen, und man wird sich aus der realistischen Gegenwart in eine Idealwelt versetzt fühlen, daraus man edelste Stimmungen und Impulse ins Leben mitnimmt.

So bleibt Mendelssohn, der Sohn des in der Musik lebenden Hauses, der Hort edler Hausmusik und der gesunden Gemütsbildung im deutschen Hause.

Freilich die bedeutendsten Erfolge errang Mendelssohn auf dem Gebiet des gemischten Chorliedes. Man denke nur an das unübertroffene: „O Täler weit, o Höhen"! Da hat sein bewußtes Streben nach volkstümlicher Gestaltung der musikalischen Lyrik den größten Triumph gefeiert. Begreiflich! Denn die nicht durch zu weitgehende Individualisierung gestörte einheitliche Stimmung, die starke Zusammenfassung der vier Stimmen zur Grundstimmung, der Verzicht auf subtile Feinheiten der Harmonistik, die Unterordnung derselben unter das, was sich in Chorweise darstellen und dem Gesamtempfinden vermitteln läßt, — dies Geheimnis des durchschlagenden Chorliedes entspricht so ganz dem eigensten Lebenselement Mendelssohns. Aber auch der vierstimmige Männergesang, der ihm selbst mit Recht als philiströse Verengung erschien, verdankt ihm seinen Gipfelpunkt: „Wer hat dich, du schöner Wald" ist ebenso unmittelbar und warm im Ausdruck wie künstlerisch bedeutend in der Formgebung und läßt die Unnatur der Scheidung in viererlei Männerstimmen vergessen durch die selbständige Führung der einzelnen Stimmen. Es bildete einen Höhepunkt im erfolgreichen Dirigentenleben Mendelssohns, als auf einem Kölner Musikfest 2000 Sänger ex tempore dies Lied anstimmten und ihm darbrachten als Dank dafür, daß er dem deutschen Gemüt es vollendet gesagt hat, was ihm „das wunderbare tiefe Schweigen" bedeutet. Man kann gewiß da und dort in Mendelssohns Schöpfungen den jüdischen Ursprung entdecken, zumal da, wo sie billige Effekte erzielen; aber in diesen Liedern hat er echt deutsch gefühlt und ganz fromm ohne alles Effektsuchen.

3

Nicht unbestritten sind die Verdienste Mendelssohns um die Kirchenmusik geblieben.

Von allen Jubiläumsartikeln ist hervorgehoben worden sein Verdienst um die Bekanntmachung der größten Schöpfung des größten protestantischen Meisters, um die Matthäuspassion. „Wie sonderbar gefügt," ruft er aus, „daß ein Kommödiant (Devrient) und ein Judenjunge den Leuten die bedeutendste christliche Musik wiederbringen mußten!" Bach galt damals als unmelodisch, berechnend, trocken und unverständlich; Mendelssohn hörte wie aus seinen Orgelstücken, so aus der Passion „unbegreiflich rührende" Töne von „reiner, weicher Feierlichkeit": „es ist, als hörte man die Engel im Himmel singen." Aber es war noch mehr, was ihn an Bach fesselte: außer der förmlich sittlichen Konsequenz seiner Harmonistik die protestantische Energie seiner Frömmigkeit. Man hat diesen protestantischen Charakter des Tondichters lange nicht genug betont. Aus seinen italienischen Reisebriefen sieht man das so recht. Da empört sich sein protestantisches Herz über einen Paläſtrinaschen Satz, dessen „schöner Anfang, der klingt, als käme er vom Himmel herab, gerade auf die Worte ist: Incipit Lamentatio Jeremiae prophetae lectio I." Ja ihn verdrießt an dem ganzen Priestergesang die monotone Handwerksmäßigkeit, von der in den Bibelworten wahrhaftig nichts steht. „Da ist alles frisch und wahr und nebenbei auch so gut und natürlich ausgedrückt als möglich; warum soll denn das nun klingen wie eine Formel? Zeitweilig freilich hatte er sich in die katholische Musik so hineingedacht, daß er einen Augenblick nicht übel Lust hatte, eine Messe zu schreiben. Da wurde ihm nämlich klar, daß eine wirkliche Kirchenmusik d. h. eine solche, die integrierender Bestandteil des Gottesdienstes würde, im Protestantismus unmöglich ist." (Hensel.) Allein sein protestantisches Gefühl war zu stark für die Akkommodation an den ganzen Verlauf der Messe. Dagegen lesen wir, wie tief ihn, von einem Bekannten in Wien geschenkt, Luthers geistliche Lieder berührten: „Wie ich sie mir durchlas, sind sie mir mit neuer Kraft entgegengetreten, und ich denke viel davon diesen Winter zu komponieren."

Die Choräle, Chorsätze und Psalmen, mit denen Mendelssohn unsere Gottesdienste bereichert hat, sind zahlreich. Man erinnere sich an seine Komposition des 42. Psalms „Wie der Hirsch schreiet", worin, wie Hiller schön bemerkt, die zarte, sehnsüchtige Wehmut, die sich in einigen Teilen desselben aussingt, ganz und gar auf dem Grunde glücklichsten, ja beseeligtesten Gottvertrauens ruht und die gedämpfte Empfindung, die in dem größten Teil des Werkes herrscht, sich wohl vereinigen läßt mit dem wonnigen Gefühl tiefsten Glücks, das den jungen Ehemann damals durchdrang. Auch Schumann fand ihn in diesem Psalm auf der höchsten Stufe, die diese gebildetste Künstlernatur, die die neuere Kirchenmusik überhaupt erreicht hat. Und was er von diesem Psalm sagt, gilt von dem hundertsten und vielen andern nicht minder: „Die Grazie, in der das Handwerk, die Kunst der Arbeit, die solcher Stil erheischt, sich hier offenbart, die Zartheit und Reinlichkeit der Behandlung jedes Einzelnen, die Kraft und Innerlichkeit der Masse, vor allem aber, da wirs nun nicht anders nennen können, der Geist darin — man

siehts mit Freuden, was ihm die Kunst ist, was sie uns durch ihn."

Mir ist immer die Hymne „Hör' mein Bitten" und dann obenan der Satz voll Sehnsucht: „Ach hätt' ich Flügel der Taube", die in ihrer dramatischen Lebendigkeit und individuell leidenschaftlichen Bewegtheit allerdings kaum mehr recht kirchlich ist, als der höchste Ausdruck der Mendelssohnschen Frömmigkeit erschienen. Seinen frischesten und reizendsten Werken hat Schumann den „Lobgesang" (zum Gutenberg-Jubiläum) zugezählt, da er darin beisammen fand, was den Menschen beglückt und adelt: fromme Gesinnung, Bewußtsein der Kraft, ihre freiste, natürlichste Aeußerung, die musikalische Kunst des Meisters, die höchste Begeisterung an der Arbeit. Den Text hatte er sich selbst aus der Bibel zusammengestellt und dabei sinnvoll das alte Motto „Durch Dunkelheit zum Licht" als Leitfaden genommen: die Kulturmenschheit ist ja durch die schwarze Kunst von der mittelalterlichen Finsterheit befreit worden. Wenn aber von dem Ganzen nur jener vom Chor unterbrochene Zweigesang: „Ich harrete des Herrn" erhalten wäre, würden wir Mendelssohn den ersten Kirchenkomponisten zuzählen. Denn mag er uns auch nicht wie den romantischen Schumann „wie ein Blick in einen Himmel Raphaelscher Madonnenaugen" berühren, so wird er uns doch den vollsten Ausdruck der Psalmfrömmigkeit ergreifend, zeitweilig erschauernd ins Herz singen.

Trotzdem soll nun nicht geleugnet werden, daß, wie Reißmann wieder überzeugend dartut, Mendelssohns Kirchenstil erhebliche Mängel aufweist. Wir können es darum auch nicht beklagen, daß die von König Friedrich Wilhelm IV. lange geplante und endlich teilweise durchgeführte Verwertung Mendelssohns als Generalkirchenmusikdirektor nicht sein wirklicher Lebensberuf ward. Es war seiner Anlage entsprechender, im Rahmen seiner viel weiteren Wirksamkeit als Leiter der Leipziger Gewandhauskonzerte auch der religiösen Kunst gelegentlich zu dienen, als sich auf dies Gebiet ganz zu beschränken. Es ist ja charakteristisch, daß die dauernde Uebertragung der Leitung des Berliner Domchors sich stieß an dem Widerstand der Domgeistlichkeit gegen den zu weltlichen Charakter seiner Aufführungen, an der Verwendung der Instrumente in der Kirche, an dem Hinarbeiten auf größere Massenwirkung u. s. f. Reißmann urteilt richtig, daß seine durchaus fromme religiöse Natur eine wirklich kirchliche Musik im Geiste Bachs und Händels nicht erzeugen konnte, da bei ihm die fromme erregte Individualität nie ganz beherrscht und erfüllt ward von den kirchlichen Darstellungsobjekten; er ward durch die religiösen Stoffe, Kirchenlied und Bibelvers, nur fromm gestimmt, aber nicht durch Versenkung ins objektive Wort über die Einzelempfindung hinausgeführt zum Ausdruck der religiösen Gewißheit der Gemeinde. Charakteristisch für ihn ist auch die fortschreitende Zuneigung zum Stile Händels. Er hatte das Glück gehabt, die Originalpartitur zu Händels größtem Chorwerk „Israel in Aegypten" aufzufinden; er hat sich fast noch größere Verdienste als um Bachs siegreiche Einführung um die Aufführung der faßlicheren, schlagfertig eindringenden Oratorien Händels erworben. Sie entsprachen zweifellos seiner Individualität weit mehr als die des nach energischer Erschöpfung und Vertiefung ringenden Bach. „Er ist ebenso tief ergriffen und innerlich angeregt als Bach; aber er verfolgt die Texte nicht mit derselben Emsigkeit, Sorgfalt und Energie, sondern er ist wie Händel dann mehr bedacht, dieser Innerlichkeit treffenden, zündend wirkenden Ausdruck zu geben." An der Wahrheit und Innigkeit seines religiösen Empfindens darf Niemand zweifeln, weil er etwa ihm so effektvollen, unmittelbar packenden Ausdruck zu geben vermochte; allein seine ganze Innerlichkeit ist weniger reich wie die Bachs, vor allem nicht von den großen dramatischen Gegensätzen: Sünde und Gnade, Verderben und Erlösung, Tod und Leben, von dem echt Lutherschen Rollentausch zwischen dem ewigen Licht und unsrer Finsternis durchdrungen, darum mehr lyrisch als dramatisch, geschweige denn tragisch bewegt. So kann er, da er nicht ein gewaltig über seine Seele hinflutendes Leben in der Gegenwart Gottes in Formen zu fassen hat, sich ganz darauf werfen, seiner sehnsuchts- und ergebungsvollen Lyrik möglichst erschöpfenden und rasch überzeugenden Ausdruck zu geben.

Aber wenn nun seine süße Melodik auch in seine geistliche Lyrik eingedrungen ist und ihr den objektiven kirchlichen, den großen dramatischen, nach Versöhnung, Erlösung, Wiedergeburt ringenden Stil genommen hat — sollte dadurch nicht der weiten Kreisen unsres Volks entsprechendere Stil der Kirchenmusik gewonnen sein? Es ist interessant, daß ins herrnhutische Liturgikum 40 geistliche Lieder von Mendelssohn eingedrungen und in das gebräuchlichste englische Hymnenbuch Ancient and modern eine Fülle von Mendelssohnschen Melodien, allerdings auch aus den Quartetten und Liedern ohne Worte, aufgenommen sind. Zweifellos genügt seine Lyrik dem religiösen Bedürfnis aller mehr subjektiven, stimmungsmäßigen, besonders kleinkirchlichen Kreise, während die an den Chorälen genährte Kirchenfrömmigkeit unsrer großen Kirchen die Mendelssohnsche Kirchenmusik mehr ins Haus und in den Konzertsaal verweist.

Dieselbe Schranke muß betont werden, wenn wir nun Mendelssohns Oratorien betrachten. Gewiß darf mit Bitter gesagt werden, daß er durch den Paulus das Oratorium in die moderne Zeit zurückgeführt und ohne die Strenge der alten Schule zu den Bedingungen des veränderten Geschmacks übergeführt, ihm durch die edle Reinheit seiner Tendenzen und durch die überlegene Handhabung der Kunstformen eine neue Stätte unter uns geschaffen hat. Ob man aber wie einst Devrient noch heute behaupten kann, daß sich seit Haydns Schöpfung kein Oratorium so ans Herz der Nation gelegt hat? Man sollte ja annehmen, daß der große Grundgedanke: Kampf und Sieg des Christentums in seinem Fortschreiten zur Weltreligion, dargestellt in der Person des großen Heidenapostels, und dessen ungemein reiche musikalische Stilisierung im echt Bachschen Wechsel von Chören, Rezitationen, Arien, Chorälen, noch heute durchschlagen müßte. Ein Schumann, der bei der ersten Aufführung zugegen war, rühmt davon die fortlaufende Kette von Schönheiten, den Reichtum, die Meisterkraft und vor allem den melodischen Zauber. Er läßt Einwendungen zu gegen den zu weitgehenden Schmuck, der die Einfalt auch der Choräle aufhebt, gegen die Schmälerung des Interesses an der Hauptperson durch die Nebenperson Stephanus, gegen den strengen Oratoriencharakter; er gibt zu, daß das Werk des jungen Meisters, dem noch Grazien um die Sinne spielten, den noch Lebenslust und Zukunft erfüllten, nicht zu vergleichen sei mit einem aus jener strengen Zeit, von einem jener göttlichen Meister, die ein langes Leben hinter sich mit den Häupten schon in die Wolken sahen. Dagegen kann er nicht genug rühmen die tiefreligiöse Gesinnung, die sich überall ausspricht, den höchst edlen Gesang, diese Vermählung des Wortes mit dem Ton, der Sprache mit der Musik, die reizende Gruppierung der Personen, die Anmut, die über das Ganze wie hingehaucht ist, das unauslöschliche Kolorit in der Instrumentation, des vollkommen ausgebildeten Stils, des meisterlichen Spielens mit allen Formen der Setzkunst nicht zu gedenken. Auch Reißmann findet in Paulus Bachsche Innerlichkeit mit Händelscher Anschaulichkeit, Treue der oratorischen Darstellung mit der Innerlichkeit und Innigkeit der Passion verschmolzen und glaubt, daß eben hierin das Wesen der modernen Neugestaltung und der Grund des großen Erfolges liege. So muß es denn wohl mehr an dem Rückgang der Religiosität im Volk liegen, wenn der Paulus uns Heutige weniger ergreift? Schumann macht eine höchst bedeutende Bemerkung zum Schluß seiner Besprechung: „Die Musik zum Paulus ist im Durchschnitt so klar und populär gehalten, prägt sich so rasch und für lange Zeit ein, daß es scheint, der Komponist habe während des Schreibens ganz besonders darauf gedacht, auf das Volk zu wirken. So schön dieses Streben ist, so würde eine solche Absicht künftigen Kompositionen doch etwas von der Kraft und Begeisterung rauben, wie wir sie in den Werken derer finden, die sich ihrem großen Stoff rücksichtslos, ohne Ziel und Schranke hingaben." Ist es dies oder ist es die zu starke Subjektivität, womit eine zwar stimmungsreiche, aber doch an Erfahrungen beschränkte Individualität sich hier geltend macht, was uns bei Paulus auch nicht entfernt den Eindruck läßt als bei der Matthäuspassion?

Im Einzelnen großartiger und ergreifender, im Ganzen aber weniger wirksam ist der nur noch selten aufgeführte Elias. Der Stoff ist doch zu fremdartig, auch nicht zu einem ganzen

Lebensgang, nur zu einzelnen, allerdings sehr dramatisch aufgefaßten Episoden ausgestaltet; auch fehlt das symbolische Erfassen des Ganzen. Wohl am bedeutendsten und originellsten ist der Wettstreit zwischen Baals- und Jehova-Priestern, wobei er mit dem Reichtum seiner Mittel und Formen die wachsende Wildheit der Einen, die glaubensstarke Freudigkeit des Elias darstellen konnte. Und was ist mehr mit seinem Herzblut geschrieben: jenes Bußlied „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet“ oder das immer brünstiger werdende Gebet des Propheten um Regen?

Es ist sehr charakteristisch, daß Mendelssohn als drittes Stück einer Trilogie von Oratorien Christus plante und ganz gegen Ende seines Lebens neben der Oper Loreley an dem Christus zu arbeiten begann. Sein Grundgedanke war großartig: der Vorbereiter, der Bringer und der Verbreiter des Reiches Gottes auf Erden. Aber uns erhaltene Proben zeigen, daß für den Christus die plastische Anschaulichkeit des Händelschen Messias und die herzgewinnende Naivetät und unergründliche Tiefe der Bachschen Oratorien fehlte. Fehlte nicht auch dem in der Psalmfrömmigkeit auferzogenen Enkel des Moses Mendelssohn die innere Berührung mit dem Erlöser, die in Bach die ganze Seele überwältigt?

Es wäre in der Tat noch nachzusinnen über die tiefsten Gründe der Schranken seiner Kirchenmusik: ob sie in der geradlinigen, ungebrochenen Entwickelung seines höchst humanen, höchst gebildeten Seelenwesens, in der jüdischen Stimmungsfrömmigkeit oder in dem humanitären Optimismus, den er vom Großvater geerbt, liegen. Genug, es fehlt ihr die objektive Größe, während sie im hellen Lichte seiner reichen und geklärten Humanität glänzt.

Otto Baumgarten

Literaturbriefe

22. Intermezzo über das Unbewußte in der Religion

Ein Zufall, die Anmerkung nämlich Rades zum zwanzigsten Literaturbrief, machte mich auf die Titiussche Besprechung des Monismuswerkes aufmerksam, die mir seiner Zeit entgangen war. Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr mich diese Besprechung interessiert und besonders ihr weitherziges Entgegenkommen gegen die pantheistische Vorstellungsweise religiöser Wirklichkeiten gefreut hat. Desto mehr hat mich ein kurzer Satz am Schluß der Arbeit betroffen gemacht: „Denn davon allerdings wird uns nichts überzeugen können, daß der unbewußte Geist die höchste Form geistigen Lebens und geistiger Energie darstelle.“

Nicht als läge mir daran, gegen die Titiussche Verwendung des Satzes zu demonstrieren: Titius sieht in der Betonung des Unbewußten in einer bestimmten monistischen Aufstellung „die naturalistische Achillesferse“ dieser Art Monismus, und das mag für sie zutreffen. Ich weiß es nicht; gerade darum kann ich es auch nicht bestreiten.

Nur in seiner allgemeinen Fassung möchte ich den Satz nicht unwidersprochen lassen.

Wenn die bewußte Tätigkeit des Menschen das ganze Leben und alles unmittelbare Empfinden zwischen ihre Gesetze eingeklemmt hatte, und Alles schien so wohlgeordnet, so plan, so greifbar deutlich, so unentrinnbar platt, daß Gott und Geist glücklich überflüssig erschienen, — was war es denn, das aus überragenden Persönlichkeiten wie befreiend auf die Lächerlichkeit und unendliche Kleinlichkeit dieses ganzen Netzes hinwies, wenn nicht das, was der Mensch als unbewußt Größeres und Stärkeres in sich empfand und durch die bewußte Tätigkeit unausgedrückt, ja unterdrückt fand? Wenn wir uns religiös durch die ganze wissenschaftliche Verballhornisierung und Auspowerung der unendlichen und so sehr reichen Welt angewidert fühlen, — was ist unser Rechtstitel dafür, wenn nicht dies, daß wir etwas Größeres in unsrer Seele finden, das Gefühl einer überlegenen Kraft, das wir nicht zu klarem Bewußtsein erheben können, das aber die bewußten Sätze der Menschen belächelt, — auch unsre eigenen? Kann denn überhaupt einer religiös sein, der diese unterbewußte Kritik an seinem und allem bewußten Tun nicht erlebt? Was macht unsern Trost, unsere Hoffnung, unsre Sehnsucht aus, wenn nicht, daß wir die Jämmerlichkeit, die Kleinlichkeit, die Schwäche unsres bewußten Tuns in eine unbewußte Kraft zurückzunehmen uns getrauen, die wir jenseit des bewußten Denkens und Tuns in uns vorhanden finden?

Was macht die Wucht der großen Kunstwerke aus, wenn nicht dies, daß sie uns über alles Berechenbare hinaus das Atmen von etwas empfinden lassen, das wir nicht mehr berechnen, nicht mehr nachrechnen können, das wir in einem ganz eigentümlichen Zwillingsgefühl innig verstehen als etwas, das über unser Verständnis hinausgeht — verstehen und nicht verstehen? Schätzen und werten wir nicht geradezu die Kraft eines Kunstwerks daran ab, wieviel Unbewußtes und mit dem Bewußtsein nicht völlig Aufnehmbares wir in ihm empfinden?

Freilich — wir wollen nicht dithyrambisch übertreiben — nur bei denjenigen Künstlern empfinden wir diese Macht des Unbewußten überhaupt, denen wir zutrauen und nachempfinden, daß sie im Bewußten und Berechenbaren ihrer Kunst bis an die letzten Grenzen gingen. Wir können uns die beiden antipodischen höchsten Gipfel abendländischer Kunstentwicklung, Michel Angelo und Rembrandt, garnicht vorstellen ohne ein fast raffiniertes Bewußtsein von den Möglichkeiten ihrer Mittel, und wir empfinden eine tiefe Wahrheit in dem Satz, den Böcklin einmal aufgestellt hat: daß ein gutes Bild wie ein gut aufgehendes Rechenexempel sein solle. Aber was macht es, daß wir ein solches Kunstwerk, nachdem wir es bis in alle Einzelheiten nachgerechnet haben, nicht wie ein ausgerechnetes Exempel, wie eine ausgepreßte Citrone wegwerfen, wenn nicht, daß wir empfinden, es sei hier durch alle wohlberechneten Kunstmittel hindurch und über sie hinaus das nicht mehr Berechenbare rätselhaft groß, erschreckend und erfreuend uns vor Augen gestellt worden?

Es ruht eben alles menschliche Tun auf einem Kompromiß zwischen Bewußtem und Unbewußtem: es kommt darauf an, wieweit mit höchstem Bewußtsein der Mensch in die Berührung mit dem Unbewußten hineingeführt wird. Dies ist das, was unter modernen Künstlern das religiöse Element aller großen Kunst genannt wird.

Es ist nicht wahr, daß es sich hierbei um einen letzten perversen Reiz handelt: es ist theologischer Hochmut, der immer, wo Nicht-Theologen von Religion sprechen, gleich mit der Diagnose auf ein rein ästhetisch gemeintes Spielen mit den Reizen religiöser Stimmungen bei der Hand ist. Es handelt sich vielmehr um eine durchaus jugendliche Empfindung für neue Möglichkeiten und um ein sehr echt religiöses Gefühl für das im Menschen, das über Wissen und Verstehen stark und groß ist, das denn allerdings wohl oder übel etwas Unbewußtes sein muß.

Es ist natürlich, daß solche Regungen, wenn sie lebendig werden, stets auch neben sich Bewegungen hervorrufen müssen, die sich dieser Stimmungen rein ästhetisch bemächtigen. Nur scheint es mir stets wichtiger, zunächst die wirkliche und echte Kraft zu erkennen, anzuerkennen und zu ermuntern, als die ästhetisierende Nachahmung zu entlarven, die ihr stets nebenher gehen wird. Und wenn sich manche Theologen mit der letzteren Tätigkeit soviel wissen, so sei daran erinnert, daß sich noch viel leichter feststellen läßt, wie doch das Meiste, das sich in der Kirche als Religion gibt, durchaus nichts weiter ist als eine müde Verkleisterung engherziger Moralismen mit meist sehr schwächlichen religiösen Stimmungen.

Dies nebenher; wir kehren zurück, und versuchen das Problem von der andern Seite zu fassen. Und zwar fragen wir, wie sich denn ein über die rein formale Kunst religiöser Ausdrucksweise hinausgehender irgendwie und in irgend einem Sinne wirklicher Verkehr mit der Gottheit überhaupt anders darstellen kann — psychologisch — denn als eine Berührung mit etwas Unfaßbarem, in das Bewußtsein nicht voll Eingehenden. Wie ist es denn überhaupt möglich, sich den religiösen Prozeß auch nur so vorzustellen, als ginge er im bewußten Denken vor sich? Ist die Gottheit etwas über menschliches Verstehen irgendwie Hinausgehendes, wie kann sie denn zugleich in das menschliche Bewußtsein eingehen, wenn nicht eben als ein darüber Hinaus-

gehendes, also ins volle Bewußtsein nicht Gelangendes, — kurz Unbewußtes?

Die Gottheit, sofern sie in den Menschen eingeht, wird ihm wohl oder übel im Unbewußten bleiben müssen, und er wird also das Unbewußte in sich nicht wohl als das Niedere auffassen können.

Man kann darauf antworten: Wohl erkenne man die Gottheit im Unbewußten, aber doch als etwas Bewußtes. Das, was man daran „erkennen" nenne, sei doch eben, daß man sie als etwas Bewußtes fühle und vorzustellen wage. Und dies tue man und müsse man tun, weil überall die Entwicklung darauf ausgehe, das zunächst Unbewußte bewußt zu machen. Eben damit erkenne sie selbst, die Entwicklung, das Bewußte als das Höhere an.

Das ist gewiß ein sehr bestechender, aber doch trügerischer Schluß.

Die Verwandlung unbewußter Daten in bewußte ist ein Internum einer bestimmten menschlichen Handlungsweise, die an sich durchaus nicht höherwertig ist als die unbewußten Handlungsweisen. Ebensowenig wie das Wasser, das man über das Rad einer Fabrik geleitet hat, dadurch in sich einen neuen Wert erhalten hat. Es ist nur nutzbar geworden. Und auch das nur für sehr begrenzte, in ihrem Allgemeinwert zweifelhafte, wenn freilich auch sehr stark bewußte Zwecke.

Stellt man sich eine Zeit vor, für welche die Entwicklung und Ausbildung gerade dieser einen Art Handlungsweise, des Handelns aus Berechnung, als eine besondere Aufgabe gilt, so ist es verständlich, daß eine solche Zeit in der Bewußtheit als solcher einen höheren Wert sieht. Nun stehen wir sichtlich genug tatsächlich in einer solchen Zeit, und diese Probleme haben daher für uns eine besondere Bissigkeit. Kant, der in der Hauptmasse seines Lebenswerkes nicht der geniale Erkenntnistheoretiker ist, den alle Zeit in ihm verehren wird, sondern leider noch stärker der Rationalist und insbesondere der rationalistische Moralist, hat freilich das besondere Charakteristikum einer wertvollen Handlung in der bewußten Anwendung einer vernünftigen Maxime gesehen. Indessen jedes unbefangene Urteil straft ihn darin Lügen. Denn jedem unbefangenen Urteil wird eine Handlung aus unbewußter Güte unendlich viel höher stehen, als das gespreizte Handeln aus Maximen. Vielleicht steht es auch hier, wie beim künstlerischen Schaffen, daß ein kräftiges Bewußtsein über die Mittel des Tuns in Spannung stehen muß mit einem reichen Gemütsinhalt von unbewußten Kräften.

Vielleicht ist auch das ganze Problem überhaupt ganz anders zu fassen und die uns beschäftigende Frage eine nicht eigentlich den Kern der Sache treffende, sondern eine, die mehr nur aus der besonderen historischen Situation unserer Bewußtseinsentwicklung hervorgeht. Jedenfalls ergibt sich, daß die ganze Frage nach der bewußten Persönlichkeit der Gottheit nicht dermaßen entscheidend ist, als bei den Theologen meist vorausgesetzt wird.

Die Ausbildung und Verfeinerung des Bewußtseins ist zum mindesten kein *religiöses* Ziel. Die eigentliche Religion lebt ganz und gar nicht in ihr, sondern in der suggestionskräftigen Einwirkung auf die Stärkung und Reinigung der unbewußten Kräfte im Menschen, und dieser Umstand wird am Ende eine stärkere Wirkung auf die Fassung der Gottesvorstellung ausüben als das wissenschaftliche Interesse für möglichst entwickelte Bewußtheiten.

Nachwort

Die Frage hat ihre Bedeutung nicht sowohl in der Theorie, als gerade im Praktisch-religiösen.

Einmal gibt es heute erfahrungsmäßig Unzählige, denen die Vorstellung eines bewußten Gottes im gewöhnlichen Sinn, den sie damit verbinden, nichtssagend geworden ist. Es wäre für ihre religiöse Entwicklung von allerhöchster Wichtigkeit, wenn diese ihnen absurd vorkommende Vorstellung nicht wie ein verneinender Paradieseswächter am Eingang aller Religion stände.

Nun fängt aber das religiöse Leben überhaupt nirgends mit der Konzeption einer *bestimmt gefärbten* Gottesvorstellung an, die sich dem Menschen nicht im Sinne eines symbolisch sprechenden Mythos, sondern, wie die Theologen wollen, im Sinne einer unbedingten Wahrheit einstellte. Die überwiegende Menge gerade unserer tiefsten Religiösen haben die ganze Frage: bewußt oder unbewußt? in ihrem Verkehr mit der Gottheit garnicht vorgefunden. Andere haben nachweisbar in der Vorstellung von einer unbewußten Gottheit gelebt, denen wir doch die Frömmigkeit nicht ernstlich absprechen können. Man denke an die meisten Anhänger einer mystischen Frömmigkeitsweise!

Wichtiger ist, daß auch die Mehrzahl aller derjenigen unter uns, die die Vorstellung einer bewußten Gottheit nicht aufgeben — ich fühle mit ihnen — sie nicht mehr an den Anfang stellen. Auch die Theologen nicht, welche diese Vorstellung als haltbar nachweisen! Sie vermeiden vielmehr beiderseits jede praktisch-religiöse Schlußfolgerung. Sie suchen erkennbar genug alle religiös-praktischen Aussagen so zu fassen, daß sie auch ohne eine solche Vorstellung haltbar bleiben. Sie rechnen durchaus nicht mehr mit irgend welchen besonderen Willensentschließungen Gottes, mit Sinnesänderungen, mit absichtsvollen Gegenwirkungen, mit weisheitsvollen Plänen. Nicht daß dies ganze Gebiet völlig bedeutungslos für das religiöse Leben geworden wäre, aber es ist für uns alle gleicherweise in den Hintergrund getreten. Man zieht nicht mehr, wie es doch die Alten taten, ein bewußtes Gottesleben als Erklärung für unser Schicksal und besonders für die schweren Schicksale herbei. Man versucht eher die Haltbarkeit eines solchen Gottesbildes trotz der widersprechenden Welt- und Einzelschicksale nachzuweisen.

Kurz, die Vorstellung von einem bewußten Gottesleben über uns und in uns hat für uns nicht mehr den Wert, eine die Schwierigkeiten lösende, befreiende Verkündigung zu sein; sie ist vielmehr eine Vorstellung geworden, zu der (wo sie nicht schlecht autoritätsmäßig einfach übernommen ist) sich unser religiöses Sinnen aufschwingt; nicht ohne Bedenken und jedenfalls mit einem starken Bewußtsein davon, daß hier, wenn irgend, symbolisch gesprochen wird, und daß auf jeden Fall diese Bewußtheit sehr anders vorzustellen ist als menschliches Bewußtsein, ja eigentlich vorzustellen überhaupt nicht ist.

Es ist hier wirklich in der inneren religiösen Entwicklung Etwas vor sich gegangen. Nicht durch den Einfluß der Wissenschaften, wie heute zumeist behauptet wird. Sie sind gegen diese Ideen völlig indifferent. Eher durch den stärker werdenden Einfluß mystischer Frömmigkeitsweise, die schon vor jeder wissenschaftlichen Blüte da war.

Und diese Erstarkung mystischer Frömmigkeit wieder ist so wenig positiv durch die Wissenschaften bedingt, daß sie vielmehr als Gegenwirkung einsetzte auf das völlige Fehlschlagen der rationalistischen Versuche, wissenschaftliche Gesichtspunkte für die Welterklärung anzuwenden. Dies selbe Fehlschlagen des Rationalismus wirkte gleichzeitig dämpfend auf die allzugroße Keckheit der wissenschaftlichen Allmachtsgefühle. Eine starke Empfindung für die Begrenztheit aller wissenschaftlichen Erkenntnisse erzeugte sich (in Kant die Scheidung!) und bereitete der Mystik die Bahn. Indem man schließlich immer stärker einsah, daß das wirkliche religiöse Leben sich unmöglich auf Theorien als auf sein Objekt beziehen könne, endeckte man, daß alle religiöse Praxis im Grunde nur Mystik sein *kann*.

Wenn die Theologie Wissenschaft statt Gesetzgebung ist, so muß sie der Wirklichkeit darin nachzugehen suchen. Sie muß vor allem scheiden zwischen dem Gemeinsamen, für alle ungefähr Gleichen und zwischen dem schwankend Gewordenen, persönlich Verschiedenen, in der Umformung Begriffenen. Und sie darf dies neu sich Bildende so wenig wie möglich präjudizieren.

Es bleibt ihr gewiß unbenommen, ihre Vermutungen auch hier zu äußern, sofern sie aus Anzeichen der Vergangenheit und Gegenwart Zukünftiges zu erkennen glaubt. Nur soll der Unterschied zwischen Feststellung und zwischen Vermutung oder Erwägung stark betont werden.

Hierin bin ich vielleicht mit Titius einig.

i. V. *Artur Bonus*

Bauerntum, Volkstum und Landpfarramt

Den Höhepunkt der Jubiläumsversammlung des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke am 16. September d. J. zu Cassel bildete der Vortrag des Münchener Medizinprofessors Hofrat Dr. von Gruber über die Gefahren des Alkoholismus für Deutschland. Nicht allein für dies spezielle Gebiet, das der genannte Verein bearbeitet, waren Grubers Ausführungen von Bedeutung, sondern sie griffen noch tiefer, sie warfen Schlaglichter auf ganz andere Fragen, als die, welche in Cassel zur Tagesordnung standen, auf Fragen die sich mit den obigen Titelworten Bauerntum, Volkstum und Landpfarramt verknüpfen.

Gruber erbrachte aus der Geschichte der bisherigen Kulturvölker, aber auch aus der Geschichte einzelner Familien aus den süddeutschen Reichsstädten den Nachweis, daß sich bisher im Laufe der Geschichte immer ein großes Familien- und Volkssterben vollzogen hat, so oft eine Familie oder ein Volk durch die zunehmende Kultur in Berührung mit Reichtum, Wohlleben und Genuß gekommen sind:

Es ist ein Augenblick tragischer Größe, wenn eine Familie oder ein Volk sich der Größe des Reichtums bewußt wird. Mit Ausnahme eines einzigen Volkes, des nüchternen Judenvolkes, sind alle bisherigen Kulturvölker, am schnellsten die in den südlichen Weinlanden wohnenden, zu Grunde gegangen. Auch unser deutsches Volk steht gegenwärtig auf einem kritischen Entscheidungspunkt. Mit dem zunehmenden Reichtum ziehen Genußsucht und Unmäßigkeit auf allen Gebieten in das Volk ein. Bis dahin war aber unser Volk als Ganzes noch nicht gefährdet. Wenn in der Hochkultur der Stadt die Menschen schnell verbraucht wurden, so hat bis dahin das Land durch seinen Zufluß die Stadt ergänzt. Aber gegenwärtig liegen die Verhältnisse anders. Die Stadtbevölkerung ist bereits in unserem Volke die überwiegende geworden. Stadt und Land rücken einander auch immer näher. Gift der Stadtkultur, Alkoholismus, geschlechtlich unnormales Leben und Zuchtlosigkeit, strömt hinaus auf das Land. Was soll also werden, wenn der Quell eines Volkes, der Bauernstand, versiegt? Nun gibt es aber in der Geschichte kein Zurück. Wir können diese Frage nicht dadurch lösen, daß wir die Güter der Kultur einfach wegwerfen. Vielmehr: Die Verjüngung eines Volkes, die sich bis dahin automatisch aus dem Bauernstand heraus vollzogen hat, die muß sich nun mit Bewußtsein vollziehen. Vorbildlich für unser ganzes Volksleben kann das protestantische Landpfarrhaus werden, das Dreierlei seinen Kindern anerzogen hat: Gehorsam, Enthaltsamkeit und Arbeit. Wenn wir uns Zucht anlegen wollen, werden wir aufblühen. Noch ist die Menschheit als Ganzes in ihrer Jugendentwicklung. Und es ist tröstlich zu denken, daß auch der Alkoholismus — und fügen wir hinzu: die übrigen verzehrenden Erscheinungen der Hochkultur — eine Kinderkrankheit der Kulturvölker ist. Aber Kinderkrankheiten verlaufen sehr oft tötlich.

Dieses von einem medizinischen Professor und Volkshygieniker gewonnene Resultat stellt uns unmittelbar vor die Grundfrage, die durch das A. l'Houetsche Buch: Zur Psychologie des Bauerntums*) uns dringend geworden ist, die Frage: Wie stehen Bauerntum und Kultur zu einander? A. l'Houet beantwortet diese Frage immer wieder dahin: Bauerntum ist jugendliches Volkstum, Kultur ist alterndes Volkstum. Sobald das Bauerntum von der Hochkultur infiziert wird, geht das Volkstum dem Sterben entgegen. Möglichste Bewahrung des Bauerntums vor der „akuten Vergiftung" durch die Hochkultur kann dieses Sterben hinausschieben, aber — und dies ist das schwermütige Aber, das bei A. l'Houet immer wieder zwischen den Zeilen steht — aufhalten werden wir dies Sterben nicht können. A. l'Houets Studien haben eine solide Grundlage. Er hat sie auf W. H. Riehl's Naturgeschichte des Volkes, II. Band: Die bürgerliche Gesellschaft, aufgebaut und hat selbstständig weitergearbeitet. Das Studium Riehls muß auch heute noch für alle die der Ausgangspunkt werden, welche den Wert des Volkstums, und vor allem die Bedeutung des Bauernstandes erkennen wollen. Charakteristisch ist für das ganze Buch die Einteilung: Bauerntum und Adel Mächte der Beharrung; Bürgertum und Arbeiterstand Mächte der Bewegung. Riehls Gedanken sind darum so jugendfrisch, weil sie nicht aus trockenen Abhandlungen, sondern aus einer Jahrzehnte langen Beobachtung des Volkes selbst geschöpft sind. Und auch bei l'Houet ist das der Wert seines Buches, nicht daß

*) Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. 314 S. 4, gebunden 5 Mk.

er alles in eine immer wiederkehrende These gespannt hat, sondern daß man merkt: der Verfasser steht im innigsten Zusammenhang mit dem in seiner Eigenart kräftigsten Stück deutschen Volkstums, dem Bauerntum Niedersachsens.

Zur Orientierung über das ganze in Frage stehende Gebiet dienen zwei kulturgeschichtliche Monographien, die in den letzten Jahren erschienen sind. Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. P. Drews: Der evangelische Geistliche; ferner A. Bartels: Der Bauer.*) Drews zeigt uns neben anderem gerade die Bedeutung des deutschen Landpfarrers. Wer seine Pfarreiakten genau kennt, kann manche Ausführungen von Drews bis hinein in die einzelnen Züge durch jene illustrieren. Aber in einem widerspreche ich Drews, nämlich darin, daß er so verächtlich von der Verbauerung des deutschen Landpfarrers spricht, der durch die Not der Zeit gezwungen war, sein Pfarrgut selbst zu bewirtschaften.

Schon Riehl hat nachgewiesen, daß gerade durch seine enge Berührung mit dem Bauernvolk und mit seinem Berufe der Landpfarrer dem Bureaukratismus der Regierung oft unbequem, daß er ihr ein zu exotisches Gewächs war, das sich in den wohlgefügten Rahmen des Polizeistaates nicht hineinfügen wollte. Und Grubers oben zitierte Worte haben es aufs neue bestätigt, welche wertvolle Kraft für unser ganzes Volk aus dem Landpfarrhaus entsprungen ist, das seinen Gliedern geistige und körperliche Arbeit in gesundem Wechsel zu gleicher Zeit bot.

Bartels bereichert uns vor allem durch die mit eingefügten zeitgenössischen Bilder und Dokumente, besonders aus der Zeit der Drangsale des Bauerntums. Zu bedauern ist, daß er da abbricht, wo die Erhebung des Bauernstandes beginnt, in der Periode von 1809—1850. Hier müssen wir auf Riehl selbst wieder zurückgehen. — Dahin sind wir einig geworden und das ist auch der Ertrag der auf verschiedenen Gebieten angestellten Studien der religiösen Volkskunde, und nun wird es uns auch von der Volkshygienik her bestätigt: Unser Bauernvolk ist körperlich und geistig der Jungbrunnen unseres Volkes gewesen. Nicht allein bei unserem Volke ist es so. Jan Maclaren: Schottische Dorfgeschichten; Koetsveld: Skizzen aus dem Pfarrhaus in Maastland; Ulfers: Osloorn, Skizzen aus dem holländischen Bauernleben, und auch Tolstoi bieten uns oft überraschende Parellelen auf anderen Volksgebieten. Und immer mehr befestigt sich das gemeinsame Resultat. Die Gedanken des Buches von Gebhard: Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, sind an ihrem wichtigsten Punkte überwunden. Wohl müssen wir Gebhard zu großem Dank dafür verpflichtet sein, daß er zum ersten Mal auf die Kluft aufmerksam gemacht hat, die zwischen den Anschauungen der Gebildeten und den Anschauungen des Volkes besteht; darüber aber, daß Bauerntum etwa eine niedere Sphäre von Sittlichkeit und Religion darstelle, eine Anschauung, welche sich tief eingenistet hat, müssen wir anders denken.

Wohl kennen wir auch die Gefahren, die unserm Volkstum und dem Bauerntum drohen. Es ist nicht nur die Gefahr der Infizierung des Bauerntums durch das Schädliche der Hochkultur, wie l'Houet meint, sondern noch größer ist meines Erachtens die Gefahr, die mit dem steigenden Wohlstand auch auf dem Land und mit der zunehmenden Hast des Erwerbslebens auch im landwirtschaftlichen Berufe aus dem Bauernvolk selbst herauskommt, die Versuchung, das Gute der religiös und sozial verpflichtenden bäuerlichen Sitte bei Seite zu stellen. Diese Versuchung wird durch die Heftigkeit der politischen Kämpfe, wie sie auch auf dem Lande zu beobachten ist, verstärkt. Das Kind des Tagelöhners, der fast wie ein Erbstück zum Bauernhaus gehörte, will sich „nicht mehr beim Bauern abschinden", es geht zum leichteren Dienst in die Stadt. Und manchem Bauern wirds unbequem, das alte patriarchalische Verhältnis mit dem Tagelöhnershaus aufrecht zu erhalten, das sich nicht in Geldleistungen erschöpfte, sondern ein gegenseitiges Helfen in Freud und Leid in sich schloß. Immer mehr kommt es auf die kalte Geldleistung hinaus. Und dies zerstört mehr als manches, das l'Houet anführt.

*) Beides bei Eugen Diederichs, Jena. Mit vielen Abbildungen. Je 4 Mk., gebunden 5,50.

Was soll geschehen? Wenn ein automatischer Verjüngungsprozeß nicht mehr möglich ist, wie soll sich dann eine bewußte Verjüngung unseres Volkslebens vollziehen? Davon wollen wir nicht reden, was die Großstadtleute tun müssen und bereits tun, um sich und vor allem ihren Kindern gesundere Lebensverhältnisse für Körper und Geist zu schaffen, obwohl sie der ernstesten Beachtung wert sind. Haben sie Erfolge, so müssen sie gegen l'Houet streiten. Aber davon wollen gerade wir Landpfarrer reden, wie sich die bewußte Verjüngung unseres Volkstums aus dem Bauernstand heraus zu vollziehen habe. Die Antwort muß über l'Houet hinausgehen und muß lauten: Wenn wegen der aus der Großstadt kommenden und wegen der im Bauernvolk selbst auftauchenden Gefahren das Bauerntum den Charakter des Unbewußt-Naiven verliert, dann ist es unsere ernsteste Aufgabe, das Unbewußte, Schlummernde im Bauernvolke zum Bewußten zu erheben.

Und zwar zuerst und am tiefsten auf dem Gebiet des religiösen Lebens. Das haben ja die Einzeldarstellungen der religiösen Volkskunde als gemeinsames Resultat zu Tage gefördert — und es ist dies kein geringer Gewinn: Das ganze Leben des Bauernvolkes, besonders aber das religiöse Leben vollzieht sich in dem festen Rahmen der Sitte. Der schwerfällige Norden und der leichter bewegliche Süden zeigen dieselbe Erscheinung, wie man aus einem Vergleich des in vorigem Jahre erschienenen, vortrefflichen Buches von Hesselbacher: Die Seelsorge auf dem Dorfe*) mit dem Buche l'Houets deutlich ersehen kann. Und auch für Thüringen zeigt es uns H. v. Lüpke in einer knappen, klaren Abhandlung über das Wesen der bäuerlichen Frömmigkeit (Die Dorfkirche, Jahrgang 1, Heft 12), von der noch weiter unten die Rede sein wird. Die bäuerliche Sitte ist ein wertvolles Kleid, an dem die Jahrhunderte gewebt haben. Und wer dieses Leben der festen Sitte von Jugend auf nicht kennt, und nun auf einmal ihm gegenübersteht, soll zuerst mit Pietät hierher treten. In gewissem Sinne ist es „heiliges Land". Rohe, unverständige Hände sollen nicht an diesem Kleide zerren. Aber nicht auf das Kleid allein kommt es an, sondern auf die Menschen, welche dasselbe tragen. Es müssen Menschen werden, die sich nicht mit diesem Kleide der Sitte schmücken, wie man etwa auf einem Trachtenfest der Väter Kleid hervorsucht und darin sich vermummt, sondern Menschen, welche die tiefe Bedeutung der Sitte erkannt, sie mit Bewußtsein angenommen haben und nun auch als Alltags- und Sonntagskleid tragen.

Hier neue Wege zu suchen und Gelegenheit zur Aussprache zu bieten ist wohl das Ziel gewesen, das Pfarrer von Lüpke vorschwebte, als er unter dem tiefen Eindruck des l'Houetschen Buches im Herbst 1907 seine Monatsschrift: „Die Dorfkirche" gründete. Sie ist in Nr. 1 der Christlichen Welt von Karl Spieß einer ausführlichen Besprechung gewürdigt worden. Neben A. l'Houet und H. v. Lüpke mag nun aber auch der Name des Mannes genannt werden, der auf diesem Gebiet: Bauerntum und Volkstum so wichtige Pionierdienste geleistet hat und noch leistet: Heinrich Sohnrey, der ehemalige Volksschullehrer aus Hannoverland.**) Er hat es sich zum Lebensberuf gemacht, unser deutsches Landvolk kennen zu lernen und die Liebe zu ihm auch Anderen zu übermitteln. In seinen beiden Zeitschriften „Das Land" und „Die Deutsche Dorfzeitung" hat er auf viele unseres Volkes anregend gewirkt und tut es noch. Besonders für zwei Berufskreise ist seine Anregung von großer Wichtigkeit: für seine ehemaligen Berufsgenossen und für die Landräte in den Kreisverwaltungen. Wer länger auf dem Lande gelebt hat, wird es bezeugen können, daß noch vor zwanzig Jahren unsere Landratsämter den zentralsten Lebensinteressen ihrer Landgemeinden vielfach kühl gegenüberstanden. Sie haben es oft ruhig mitangesehen, daß Bauerngemeinden, von der Macht des Mammons gelockt, uralte Gerechtsame und Almenden, d. h. Gemeindebesitztümer leichtsinnig verschleuderten oder daß der Wucher in einzelnen Strichen unserer Bauerngegenden wahre Orgien feiern konnte. Heute weht Gott Lob ein anderer Geist durch viele unserer Landratsämter, der Geist der Wohlfahrtspflege und der Verantwortung auch für die ethischen Interessen des Volkstums. Ja einzelne Landräte sind begeisterte Anhänger der volkstümlichen Bewegung.

Daß dies so ist, ist das Verdienst Heinrich Sohnreys und Friedrich Wilhelm Raiffeisens. Was Raiffeisens Werk zur Gesundung unseres Bauertums beigetragen hat und noch beitragen soll, davon möge ein ander Mal und aus berufenerem Munde die Rede sein.

Kommen wir nun auf Sohnrey zurück, so ist es bezeichnend für die Entwicklung Sohnreys, daß er je länger je mehr erkannt hat, wie sehr die religiöse Frage im Mittelpunkt aller Wohlfahrtspflege des Dorflebens steht. An der Spitze seiner Dorfzeitung stehen kurze Andachten, eine Zeitlang von Hesselbacher verfaßt, gegenwärtig von Pfarrer Fischer in Deyelsdorf geschrieben. Sie sind vortrefflich und werden, wie ich mich überzeugt habe, auch mit Verständnis gelesen. Wie sehr sie ihre Aufgabe erfüllen, kann man auch daran erkennen, daß man nicht weiß, welcher theologischen Richtung der Verfasser angehört. So ist es nun sehr erfreulich, daß die Pflege des religiösen Lebens in heimatlicher und volkstümlicher Gestalt eine besondere Heimstätte in der Dorfkirche gefunden hat. Vor allem muß dem Herausgeber daran gelegen sein, das in vorstehenden Zeilen angedeutete Grundproblem über das Wesen bäuerlicher Frömmigkeit zur gegenseitigen Auseinandersetzung zu bringen. Er selbst sagt hierüber S. 502 des ersten Jahrgangs: „Es gehen zwei Prozesse in der Geistesgeschichte fortwährend zugleich vor sich; neue hohe Ziele schießen empor aus der Natur, aus dem Gesamtleben in den Seelen einzelner Persönlichkeiten und hohe leuchtende Gedanken sinken zugleich still hinab ins Volksleben, um dort zur Natur zu werden. Dem entsprechen zwei große Typen von Frömmigkeit: die höchste Ausprägung der einen in der Frömmigkeit der religiösen Heroen, der tiefste Mutterboden der anderen in der bäuerlichen Frömmigkeit, die alles, was sie aufnimmt, in Natur verwandelt."

Ja diese Fragen müssen bei uns Landpfarrern im Zentrum stehen, weil durch ernstes Nachdenken darüber und durch Bereicherung aus der täglichen Erfahrung unser Amt selbst befruchtet wird. Nicht kleine Mittel und Mittelchen können uns helfen. Eines schickt sich nicht für Alle. Dies gilt von manchen, noch so gut gemeinten Wohlfahrtseinrichtungen. Wir müssen nicht absolut Alles auch in unserem Dorfe haben und anfangen. Was für den leicht beweglichen Thüringer paßt, paßt noch nicht ohne Weiteres für den schwerfälligen Kurhessen und noch schwerfälligeren Niedersachsen. Auch dürfen wir unsere Kräfte nicht zersplittern. Nein, das soll heute gerade unseres, des Landpfarramtes Gnadengeschenk (charisma) sein, daß wir Zeit und Gelegenheit haben, Menschenseelen zu studieren und sie im religiösen Leben weiterzuführen.

Der Vorzug bäuerlicher Art, mit Ruhe und Bedacht und einem stillen Reservefonds zu arbeiten, muß auch uns sich mitteilen.

Möge in solchen bewegten Zeiten das Landpfarramt auf seinem Posten stehen. Johannes Fenner

---

Kirche und Arbeiterstand

Eine Mannheimer Pfarrwahlgeschichte

In Mannheim hat vor wenigen Tagen eine Pfarrwahl ihren Abschluß gefunden, die eine eigene Illustration bietet zu jenen Versäumnissen der Kirche am Arbeiterstand, die gerade jetzt auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Heilbronn durch Drews und Rade einen so energischen Ausdruck gefunden haben. Nur daß das Versäumnis in Mannheim auf das Konto der örtlichen kirchlichen Gemeindebehörden, statt auf das Konto der obersten Kirchenbehörde kommt.

In Mannheim wirkt seit wenigen Jahren in der Trinitatispfarrei der Stadtvikar Dr. Fineisen. Er hat es in seltenem

*) Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 191 S. 3, gebunden 3,60 Mk. Zweite Auflage 1909.

**) Vgl. Heinrich Sohnrey. Zum 50. Geburtstag des Dichters herausgegeben von E. Kück. Dresden, W. Baensch 1909. Gebunden 1,50 Mk.

Maße verstanden, den Arbeiterstand kirchlich zu interessieren. So hat er nicht nur die Mitgliederziffer des Evangelischen Arbeitervereins bedeutend in die Höhe gebracht, er hat ebenso einen blühenden Arbeiterfrauenverein mit jetzt 300 arbeitenden Frauen und Mädchen geschaffen, er hat religiöse und soziale Vortrags- und Diskussionsabende eingerichtet, ein evangelisches Volksbüro ins Leben gerufen usw. Dabei ist die Gemeinde, wie eine an den Oberkirchenrat abgesendete Eingabe hervorhebt, „durch die unermüdliche hingebende und erfolgreiche Tätigkeit Fineisens in Schichten der Arbeiterbevölkerung vorgedrungen, die wir vorher für die Kirche verloren glaubten."

Fineisen hatte seine Tätigkeit, was zu erwähnen vielleicht nicht ganz unwichtig ist, im verständnisvollsten Einvernehmen mit dem bisherigen langjährigen und verdienstvollen Pfarrer der Trinitatispfarrei, F. W. Hitzig, ausgeübt. Als dieser im Februar d. J. unerwartet gestorben war, wurde alsbald der Wunsch rege, Fineisen zu Hitzigs Nachfolger zu wählen. Der Wunsch wurde rege bei den Beiräten der Trinitatispfarrei, welche Fineisens Wirken am besten hatten beobachten können; und er wurde rege vornehmlich in den Schichten der Arbeiter und kleinen Leute. Er verdichtete sich zu der vorhin schon erwähnten, mit 2000 Unterschriften bedeckten Eingabe an den Evangelischen Oberkirchenrat, daß er Fineisen auf die Bewerberliste setzen möge. Eine spätere, von Beiräten der Trinitatispfarrei veranlaßte Eingabe für Fineisen an die Kirchengemeindeversammlung enthielt 1200 Unterschriften, diese ausschließlich aus der Trinitatispfarrei. Gleichzeitig mit der ersten Eingabe war eine Kommission von sechs Gemeindegliedern für Fineisens Wahl durch mündliche Vorsprache beim Oberkirchenrat vorstellig geworden.

Die Erfüllung dieses Wunsches durch den evangelischen Oberkirchenrat durfte immerhin nicht von vorne herein als sicher angesehen werden. Nach der badischen Wahlordnung hat der Oberkirchenrat aus der Zahl der Bewerber nach seinem Ermessen sechs der Gemeinde zur Wahl zu präsentieren. Nun sind für die großstädtischen Pfarreien zumeist eine weit größere Anzahl älterer und tüchtiger Bewerber vorhanden. Das war auch hier der Fall. Fineisen dagegen zählte nur drei Dienstjahre. Es ist aber in den letzten drei Jahrzehnten kaum je vorgekommen, daß ein Geistlicher mit erst drei Dienstjahren auf eine Vorschlagsliste gekommen wäre; und es ist in diesem Zeitraum jedenfalls nie vorgekommen, daß ein so junger Bewerber auf eine städtische Liste gekommen wäre. Eine Vorschlagsliste mit Fineisen war für den Oberkirchenrat somit eine starke Abweichung von der Tradition, die in diesem Fall gleichzeitig mit dem unvermeidlichen Odium der Zurücksetzung älterer Bewerber verbunden war. Es kann dem Oberkirchenrat, der auch seinerseits das Wirken Fineisens mit Verständnis und Wohlwollen verfolgt hatte, nicht genug gedankt werden, wenn er trotz jener Bedenken, im wohl verstandenen Interesse der Gemeinde, Fineisen doch auf die Vorschlagsliste gesetzt hat.*)

Aber die offizielle Vertretung der Gemeinde, die Kirchengemeindeversammlung, hat Dr. Fineisen nicht gewählt. Von 86 Stimmen haben im ersten Wahlgang nur 18 den Namen Fineisen enthalten. Wie war das möglich?

Kurz nach Bekanntgabe der Vorschlagsliste suchte ein einflußreiches Mitglied des Kirchengemeinderats den Vorsitzenden des Evangelischen Arbeitervereins auf, um ihn gegen Fineisens Wahl einzunehmen, weil derselbe gar zu sozial sei und zudem auch politisch „zu weit links" stehe. Dazu ist zu bemerken, daß Fineisen, wie eine größere Anzahl badischer Geistlicher, der national-sozialen Partei angehört, ohne daß er übrigens bisher parteipolitisch hervorgetreten wäre. Gleichzeitig machte ein bekannter Großindustrieller aus Weinheim seine Mannheimer Kollegen und Freunde darauf aufmerksam, daß Fineisen im Weinheimer evangelischen Arbeiterverein eine Rede gegen die Arbeitgeber gehalten habe. Das wurde nun zwar sowohl durch Fineisen selbst, wie durch den Weinheimer Pfarrer, der jener Versammlung angewohnt hatte, bestritten und die inkriminierte Aeußerung auf ein offenbares Mißverständnis zurückgeführt. Die angebliche Arbeitgeberfeindschaft Fineisens mußte dennoch gegen seine Wahl herhalten. Und sie hat ihre Wirkung getan.

In den badischen Großstädten fällt aber nicht etwa die einzelne Pfarrei mit der wählenden Gemeinde zusammen, sondern die ganze Stadt bildet eine einzige Gemeinde, deren Vertretungskörper die Pfarrer für die verschiedenen Pfarreien zu wählen hat. So haben in Mannheim 105 von der Gesamtgemeinde*) gewählte Vertreter die neun Pfarrer der fünf vorhandenen Pfarreien zu wählen. Diese Städte haben also keine Gemeindewahl. Der Pfarrer wird nicht durch die künftigen eigenen Gemeindeglieder gewählt; die eigenen Gemeindeglieder oder ihre Vertreter machen nur $^1/_5$ oder $^1/_6$ oder $^1/_7$ der Wähler aus. Es war ein eigenes Zusammentreffen, daß kurz vor der Wahl der Trinitatispfarrei der Karlsruher Stadtpfarrer Rohde als Vertreter der Diözese Mannheim in der Generalsynode sehr energisch betont hatte, daß gesunde Gemeindeverhältnisse in den Großstädten erst dann zu erwarten seien, wenn die Großstadtgemeinden in Pfarrgemeinden mit eigener Organisation, d. h. mit eigenen Vertretungen und Wahlkörpern zerschlagen sein würden. Wie nötig eine Entwicklung nach dieser Seite hin ist, zeigt gerade jetzt die Mannheimer Trinitatispfarrwahl. An ihr hat sich die zurückgebliebene Gemeindeorganisation auf das bitterste gerächt.

Denn der Ausgang dieser Wahl mit ihren Begleiterscheinungen bedeutet wieder eine starke Einbuße an kirchlichem Vertrauen gerade in denjenigen sozialen Schichten, um deren Zurückgewinnung und Erhaltung heut der eigentliche Ringkampf der Kirche mit der Welt ausgefochten wird. Was für ein mit Mühe und Treue angesammeltes Kapital ist da durch diese eine Pfarrwahl wieder aufs Spiel gesetzt worden!

Ernst Lehmann

Die Not unter den Armeniern in Cilicien

Allmählich bekommen wir deutlichere Bilder von dem Elend, das im Wilajet Adana durch das Blutbad vom 14. bis 16. April hervorgerufen worden ist. Die Zahl der Getöteten scheint größer zu sein als — nach anfänglichen Uebertreibungen — bisher angenommen wurde. Ein genauer Bericht der Frankfurter Zeitung (Nr. 162—169) berechnet 1000 mohamedanische, 21000 armenische Tote, davon 5000 in Adana, die übrigen auf dem Lande, wo viele Dörfer und Gutshöfe völlig verödet sind. Wenn das Blutbad auch nicht solche Ausdehnung gewonnen hat wie das von 1895, es ist doch entsetzlich genug, um eines jeden Christen Herz zu empören. Man sollte sich in dem Mitgefühl mit den unglücklichen Armeniern nicht irre machen lassen durch die bis jetzt noch bald nach jedem Massakre auftauchenden Betrachtungen, wonach die Armenier selbst die Schuld trügen an der Entfesselung der Volksleidenschaften. Diesmal wirft man ihnen vor, sie hätten ihrer Freude über die Einführung der Konstitution einen lärmenden Ausdruck gegeben, was die Türken hätte reizen müssen. Aber hat man denn das nicht im ganzen türkischen Reiche getan? Man lese doch nur, wie die Juden in Jerusalem das neue Regime gefeiert haben; wenn das der Grund wäre, hätten überall in der Türkei Blutbäder angerichtet sein müssen. Dazu waren die Ereignisse in Adana nicht die Folge eines spontanen Ausbruchs der Volksleidenschaften. Das Gemetzel ist sorgfältig vorbereitet gewesen, die Kurden waren seit Wochen als angebliche „Erntearbeiter" an die armenischen Dörfer herangezogen, durch chiffrierte Depeschen vom Jildiz aus wurde dann der Tag des Blutbads angeordnet, das nicht bloß den Armeniern, sondern auch den jungtürkischen Führern zugedacht war und von diesen nur durch einen glücklichen Zufall abgewendet worden ist. Es war politischer Meuchelmord im großen Stile, die letzte Blutat des alten Regimes, wie unsere Missionsblätter mit Recht schreiben, in jeder Hinsicht ein Seitenstück zu dem Blutbad von 1895. Auch diesmal konnten die Armenier dem Tode entgehen, wenn sie ihren Glauben verleugneten. Auch diesmal sind in

*) Das ist vom badischen Oberkirchenrat wirklich mehr als „platonische Liebe". Damit erledigt sich mein freundschaftlicher Widerspruch gegen diese Wendung in Heilbronn. Vgl. S. 11 und 157 der „Verhandlungen des zwanzigsten Evangelisch-sozialen Kongresses." R

*) Allerdings nach Bezirken — früher war auch das nicht!

vielen Ortschaften alle Männer bis auf den letzten niedergemacht worden und es bleibt ein Heer von schutzlosen Witwen und Waisen zurück. Viele Türken, wohl alle Gebildeten, empfinden die Vorgänge als eine Schmach für ihre Nation, nicht wenige haben sich den fanatisierten Volkshaufen entgegengestellt wie jener Hadschi Muhammed Agha in Islahia, der mit dem Martinigewehr in der Hand mehrere Hundert armenische Flüchtlinge aus den benachbarten Dörfern vor dem Schicksal ihrer Volksgenossen bewahrt hat.

Das Elend ist nun unbeschreiblich. Die Ernte hat nicht eingebracht werden können, weil die Armenier sich nicht aufs Feld hinaus wagten. Die Häuser sind verbrannt, Tausende lagern unter freiem Himmel, man muß ihnen zunächst nur Weizen für Brot und Schutzbretter gegen die Witterung bringen. Die Regierung sorgt ja, aber wie wenig vermag sie des Elends Herr zu werden! Der amerikanische Missionsarzt Dr. Shepard schildert in einem Briefe vom 17. Mai, wie er auf seiner Reise durch die Notstandsbezirke überall das größte Elend findet. Die Flüchtlinge bekommen 8 Metalliks (8 Cents) auf den Kopf, die Kinder die Hälfte; ein Quart Weizen für die Person ist das höchste, was er zusammenbringen kann. Dazu fehlt es an Tieren, um die Lasten zu befördern. Wenn keine Hilfe vom Auslande kommt, müssen viele Hunderte verhungern. Die Armenier tuen selbst ihr Möglichstes für ihre Volksgenossen, sie dürfen das ja jetzt, während es ihnen 1895 verboten war; aber es bleibt noch genug zu tun. Uns gehen die deutschen Waisenhäuser am nächsten an, die sich nun aufs neue füllen; die Lohmannschen in Marasch und Hadschin liegen im Notstandsgebiet. Gaben vermittelt gerne die Christliche Welt und der Unterzeichnete. „Wer schnell gibt, gibt doppelt!“ Ewald Stier

Verschiedenes

Zu unsern Artikeln über Nordschleswig entnehmen wir einem Schreiben des Kreisausschusses in Hadersleben vom 16. Juli Folgendes:

1. Der Artikel in Nr. 26 der Christlichen Welt spricht von dem „moralischen Defekt“, der durch die üppigen Kreisbahnhöfe des Kreises Hadersleben als „Brutstätten des Alkoholismus“ entstehe und behauptet, daß „nunmehr eine amtliche Abwehr der Trinklust des Zugpersonals selbst durch Anschläge in den Wagen unvermeidlich geworden sei.“

Diese Behauptung ist unrichtig. Dieselben Bestimmungen, die dem Publikum das Freihalten des Personals verbieten, gelten auf Grund einer Regierungspolizeiverordnung für sämtliche Kleinbahnen der Provinz und lassen den Schluß auf eine besondere Trinklust des diesseitigen Bahnpersonals in keiner Weise zu. Wenn von 50 Stationskrügen einige Anlaß zu Klagen auf den Kreissynoden gegeben haben, wie wohl in jeder Gegend einzelne Wirtschaften Anlaß zu Klagen geben, bleibt die Behauptung, die unter Aufsicht der Kreisverwaltung stehenden Kleinbahnhöfe seien „Brutstätten des Alkoholismus“, von denen ein „moralischer Defekt“ ausgehe, in schroffem Widerspruch zu den tatsächlichen Verhältnissen.

2. Der Artikel behauptet, der Kreis Hadersleben sei durch seine „objektiv verfehlte“, „deutsche Kulturpolitik“ aus einem der bestgestellten der preußischen Monarchie „zum höchstbesteuerten herabgesunken.“

Diese Behauptung ist unrichtig, da nach den amtlichen Feststellungen weit über 100 Kreise höhere Kreislasten erheben.

3. Der Artikel behauptet, der Kreis Hadersleben „spekuliere gerade jetzt in der alldeutschen Gründung, dem nunmehr bankrotten Nordseebad Lakolk mit 100 000 Mark Kreisvermögen als einer mündelsicheren Anlage.“

Nach der in der „Grenzpost“ vom 27. April d. J. veröffentlichten eingehenden Erklärung ist die Behauptung, der Kreis „spekuliere“ mit Lakolk als einer mündelsicheren Anlage eine objektive Unwahrheit.

4. Der Artikel behauptet, der Kreis Hadersleben sei „durch ein unverhältnismäßig teures Kleinbahnnetz, das nunmehr kaum seine bloßen Verwaltungskosten, geschweige denn Zins und Amortisation deckt, in irreparable Schulden gestürzt.“

Diese Behauptung ist unrichtig, da der Kleinbahnüberschuß schon seit Jahren nicht nur die ganzen Verwaltungskosten, sondern erhebliche Rücklagen und den weitaus größten Teil der Zinsen deckt.

5. Der Artikel behauptet, daß „die ganze Nordmark durchschnittlich vom Landrat abwärts hinsichtlich der Selbstverwaltung kommissarisch verwaltet wird“ und zwar durch „volksfremde“ Leute.

Diese Behauptung ist unrichtig, da im Kreis Hadersleben, wo die Verhältnisse am weitaus ungünstigsten liegen, 98 (gegen 33) Gemeinden und 18 (gegen 11) Amtsbezirke genau so durch gewählte Gemeindevorsteher und Ehrenamtsvorsteher verwaltet werden, wie die Gemeinden und Amtsbezirke reindeutscher Kreise. Die große Mehrheit derselben sind nicht „volksfremde“, sondern einheimische, plattdänisch sprechende Männer. —

Von diesen Erklärungen wird unser Nordschleswiger in der demnächst erscheinenden Sonderausgabe seiner Artikel jeden loyalen Gebrauch machen. D H

Die evangelische Kirche und ihre Reformen. Von Lic. F. Niebergall, a. o. Professor an der Universität Heidelberg. Leipzig, Quelle und Meyer 1908. Bd. 39 der Sammlung: Wissenschaft und Bildung. IV und 163 S. 1 Mk.

Menschen von heute von der Kirche zu reden, ihnen Verständnis für ihren Wert und Einblick in das in ihr gährende Leben, Würdigung des Ueberlieferten und Interesse an notwendigen Reformen einzuprägen, dürfte wohl eine der schwierigsten Aufgaben sein. Für religiöse und Weltanschauungs-, pädagogische und soziale Fragen lassen sie sich viel eher gewinnen, als für das kirchliche Leben. Ich wüßte nicht, wie diese zarte und schwierige Aufgabe glücklicher angegriffen und gelöst werden könnte, als es von Niebergall geschieht. Er hat den Theologen ausgezogen, als er die Feder ergriff, und doch verrät jede Seite die gründlichste Kenntnis der geschichtlichen Bedingungen und der gegenwärtigen Lage der Kirche. In seiner Schreibart paßt er sich völlig der Ausdrucksweise gebildeter Laien an und weiß die Probleme ohne alle technische Terminologie klar und plastisch zu bezeichnen. Die Formulierung hat oft etwas herzerfrischend Drastisches. Mit nüchterner Kritik weist er auf die Mängel und Schwächen des Instituts der Kirche hin, aber er verhehlt nicht, daß er die Entwicklung im Ganzen optimistisch betrachtet: „Wir sind in Uebergangszeiten, die besondere Gesetze und viel Geduld erfordern. Biegen sich die auseinandergehenden Zweige unsrer Kultur und unsrer theologisch-kirchlichen Entwicklung wieder mehr zusammen, dann werden die drei Stücke Gemeinde, Landeskirche und Persönlichkeit wieder die starke Spannung aus ihrem Verhältnis ausscheiden, an der es jetzt leidet.“

Niebergall behandelt seinen Stoff in sechs Abschnitten: die „auswärtige Politik“ der Kirche, Mission, Verhältnis zur Römischen Kirche, zu den selbständigen kirchlichen Bildungen, zur Kunst und zur Kultur; die „innere Politik“, das Verhältnis der Gruppen, Parteien, sozialen Schichten zu einander innerhalb der Kirche; das Gemeindeideal; das gottesdienstliche Leben; der Religionsunterricht; der Pfarrer. In diesem Rahmen legt er die ganze Fülle der Fragen und Aufgaben dar, worin sich das gegenwärtige Leben der evangelischen Kirche bewegt. Es gelingt ihm, einen starken Eindruck davon zu geben, wie interessant dies kirchliche Leben ist, und wie die schwersten und ernstesten Probleme unsrer geistigen Lage hier hineinspielen. Er ist jedoch klug genug, den Leser nicht weiter führen und ihm Lösungen und Programme aufdrängen zu wollen. Das Büchlein ist ein Ruf: Denkt und arbeitet mit! Es lohnt sich um der Wichtigkeit der Sache willen und weil die Beteiligung daran für Geist und Herz reichen Gewinn verspricht. Möchte der Ruf ein Echo finden!

Dafür aber, daß die Darstellung trotz der Fülle der angeregten oder gestreiften Einzelfragen nicht auseinanderfällt, sorgt der einheitliche Grundgedanke, der das Ganze durchzieht. Er ist Richard Rothe entlehnt: Soll die Kirche etwas Besondres für sich, von Staat, Kultur, Wissenschaft, Welt Abgegrenztes sein, oder soll sie sich innerhalb des „Monismus der Kultur“ als ein Glied neben andern fühlen, vielleicht gar dem Aufgehen darin zustreben? Was für das Eine und was für das Andre spricht, wird mit sorgfältiger Abwägung und aus realistischer, psychologisch vertiefter Beobachtung der Menschen, wie sie sind und was sie brauchen, hervorgehoben und so der Schluß gewonnen, daß eine reinliche Entscheidung dieser Frage, ein Entweder-Oder, unmöglich ist und gar nichts Andres übrig bleibt als ein Kompromiß und ein Versuch, beiden Interessen, soweit es geht, gerecht zu werden. Das ist auch meine Meinung; das theoretisch Unbefriedigende an dieser Antwort läßt sich ertragen; ja recht betrachtet ist die Verkoppelung zweier auseinanderstrebender Interessen, der gleich starken Impulse: Heraus aus der Welt! und Hinein in die Welt! vielleicht grade die charakteristische Eigentümlichkeit einer evangelischen Kirche und die Quelle ihrer Lebenskraft.

Ich möchte zum Schluß dem Wunsch Ausdruck geben, daß das Büchlein den Weg in die Hände recht vieler Primaner finden möchte. Ernsten jungen Männern, die in ihrem Beruf nicht Wohlleben, sondern Kopf und Gemüt ausfüllende Arbeit suchen, könnte es wohl Lust zum Pfarramte machen. Erich Foerster

Christliche Antike. Von Ludwig von Sybel. Einführung in die altchristliche Kunst. Erster Band: Einleitendes; Katakomben. Mit vier Farbtafeln und 55 Textbildern. Marburg i. H., N. G. Elwert 1906. VIII und 308 S. 7 Mk., gebunden 8,50 Mk.

Die klassische Archäologie und die altchristliche Kunst. Rektoratsrede. Von Ludwig von Sybel. Ebenda 1906. 18 S. 50 Pfg.

„Der Kampf der Weltanschauungen ist der Fluch, der auf unserer Menschenwelt lastet. Und es genügt nicht, eine neue Weltanschauung gegen die alten auszuspielen, wir müssen aus diesem Zaune ganz heraus“ (Rede 14). „Die Weltanschauung hat ihren Wert; aber er wird verkannt, wenn man sie zum Grundstein des Lebens machen will“ (15). „Je mehr die Weltanschauungen aus dem Spiele bleiben, desto eher wird man sich verständigen“ (Christliche Antike, V). Nur im Denken findet der Mensch innern Halt und Frieden und Sittlichkeit und Vertrauen, „welches ihm nötig ist als Wanderstab durchs Leben“ (7); nur das logische Denken gewährt das „Gefühl reinen Glückes“, die Seligkeit (8). „Mögen die Toten ihre Toten begraben, wir folgen dem Weg des wissenschaftlichen Lebens“ (9). In diesen Sätzen ist kurz und klar das Glaubensbekenntnis — wir können es nicht anders nennen, wie sehr auch ihr Verfasser in ihnen gerade alles, was Glaubensbekenntnis ist, von sich weist — bezeichnet, welches von Sybels Werk „Christliche Antike“, Bd. I, eröffnet und welches seine Rektoratsrede

in einem feurigen Appell an die „Kommilitonen“ beschließt. Sybel glaubt sich zur Bearbeitung der altchristlichen Kunst von seinem weltanschauungsfreien Standpunkt berufen, je mehr die Theologen, Katholiken und Protestanten, durch ihre dogmatische Gebundenheit außer stande seien, die christliche Antike in ihrer rein historischen Wirklichkeit zu erfassen und darzustellen. Er sucht dagegen an seinen Gegenstand heranzutreten „vom heidnischen, also philologischen Standpunkt“, nicht vom christlichen und theologischen (Christliche Antike I, 17 Anm. 1). Ebenso fern liegt es ihm aber auch, seinen Stoff als Kunsthistoriker zu behandeln und in der altchristlichen Kunst die Vorstufe und den Eingang der allgemeinen christlichen Kunst zu erkennen. Und ganz fremd ist seinem Werk der Gedanke, der zur Zeit die christlich-archäologische Forschung beherrscht und festzustellen versucht, in welchem (Abhängigkeits-) Verhältnis die Entwickelung der abendländischen christlichen Kunst gegenüber jener des Orients verläuft. Für von Sybel steht vielmehr fest, daß die altchristliche Kunst, und nicht nur sie, sondern die christliche Religion überhaupt, das letzte geschichtliche Ergebnis der gesamten Antike ist. Das christliche Altertum ist ihm nicht ein Neues, sondern ein Schlußstein, ein Endprodukt, ein Epigonenhaftes, und sein Absehen ist es, die Verankerung oder den natürlichen Entwickelungsverlauf aufzuzeigen, wodurch die christliche Antike mit der Antike organisch verbunden ist. Diese Betrachtungsweise ist nicht neu; Raoul-Rochette, der das bekannte Wort geprägt hat: Un art ne s'improvise pas, hat sie nachhaltig geltend gemacht. Es ist jedoch natürlich, daß sie heute mit einem ganz anderen wissenschaftlichen Apparat arbeiten kann als vor siebenzig Jahren. So ist von Sybel, wie Wenige vorbereitet, an die Aufgabe herangetreten, um die Fäden aufzuzeigen, durch welche die altchristliche Kunst nicht nur formal, sondern vor allem gegenständlich, nach ihrem Ideengehalt, aufs innigste mit der heidnischen Antike verwachsen erscheint. Für ihn ist denn die Gotteskindschaftsidee (14), der Jenseitsgedanke, der die altchristliche Kunst beherrscht (14. 38 ff.), die Sitte des Begrabens (102. 108), die Idee des Altruismus (121), der Humanität (135) und des Universalismus (137 Rede 11) durchaus nichts spezifisch Christliches oder Außerantikes, sondern etwas Antikes oder doch ganz dem Geist und der Tendenz der Antike Entsprechendes. So zeigt von Sybel, nachdem er zur Behandlung der Katakombendenkmäler selber übergegangen, die heidnischen Analoga und Parallelen für Sessel und Bänke in einzelnen christlichen Grabkammern (109 f.), für Arcosolien und Loculi (124 ff.), für den Heroen- und Reliquienkult (128), für das System der Wandverzierung (156 ff.), für mannigfache Embleme wie die Erntebilder (177 ff.), für den guten Hirten (240 ff.) usw. Nicht kommt zwar vor in der heidnischen Antike, daß man ein Grab in der Nähe des Heros suchte oder für besser hielt; aber der Wunsch der Christen, bei einem Märtyrer beerdigt zu sein, ist „doch ganz im antiken Geist empfunden“ (132). Manches erscheint bei Sybel als geradezu unterantik: „Die christlichen Grabschriften, das leidet keinen Zweifel, lassen die heidnischen an Allgemeinheit und Zuversicht der Hoffnung weit hinter sich“ (137). Die offenkundige Scheu vor Porträts in der altchristlichen Kunst wird erklärt aus der Tendenz der Katakombenkunst auf das Jenseits (181 f.), nicht aber als etwas der christlichen Kunst gegenüber der heidnischen Eigenartiges hervorgehoben. Es bleibt für Sybel als spezifisch christlich eigentlich nur die Gräbergalerie der Katakomben, zu der die vorchristliche Baukunst Analogien nicht gibt, eine Erscheinung, der er jedoch die Frage beifügt: „Dürfen wir hier einmal von einer originalen Schöpfung der christlichen Kunst reden?“ (113). Man merkt, daß auch Sybel doch nicht so ganz von allem Vorurteil frei ist, wie er es wahr haben möchte und meint. Gleichwohl begrüßen wir es, daß einmal einer von der „andern“ Seite, von radikal klassisch-archäologischem Standpunkt an unsern Stoff gegangen. Das Werk ist die Frucht vieljähriger Beschäftigung mit dem Gegenstand. Verfasser hat 1877 die altchristliche Kunst „in den Kreis der klassisch-archäologischen Vorlesungen zu Marburg eingeführt und in gleichem Sinne sie 1887 in seinen »Grundriß« aufgenommen (Weltgeschichte der Kunst im Altertum, 2. Aufl., Marburg 1903)“ (V). Die jetzt vorliegende Ausführung des dort knapp Skizzierten wird namentlich denen viel Anregung bringen, denen sie in erster Linie dienen will: klassischen Philologen und Archäologen. Beide aber, denen es überdies als unabweisbare Pflicht eingeschärft wird, „das christliche Altertum nicht den Theologen allein zu überlassen, sondern es in ihre eigenen Studien mit einzubeziehen“ (18 f.), werden in Gemeinschaft mit den Theologen, Kunsthistorikern und christlichen Archäologen das, was an dem Buche und seinen Anschauungen unhaltbar ist, festzustellen, das Haltbare und Richtige aber zu vertiefen haben. Zu bedauern bleibt jedenfalls sehr, 1) daß Verfasser die eigentlich kunstgeschichtlichen Probleme vor dem Gegenständlichen fast gänzlich zurücktreten läßt, 2) daß er sich, nur unter gelegentlichem Hinweis auf die Neapeler Grabanlage des hl. Januarius, völlig auf die Katakomben Roms beschränkt. Wir wissen allerdings nicht, was der folgende Band oder die folgenden Bände bringen; das Gebiet der „christlichen Antike“ ist mehr als weit; der Verfasser läßt darüber nichts verlauten. Georg Stuhlfauth

Kleine Mitteilungen. Die Festrede, die Professor Baumgarten zum Gedächtnis Mendelssohns in Kiel gehalten hat, ist gleich nach dem hundertsten Geburtstag des Komponisten (3. Februar) bei der Redaktion eingegangen. Wenn wir sie erst heute — ich denke, nicht zu spät — an den Tag bringen, so wollen unsre ungeduldigen und geduldigen Mitarbeiter freundlichst daraus merken, wie schwer es hält, die Fülle des drängenden Stoffs in unsre Spalten zu bannen. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Eisenach 1909

In der Erholung

Dienstag 28. September abends 6 Uhr: **Generalversammlung** der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt. Mittwoch früh 9 Uhr: Fortsetzung.

Mittwoch 29. September abends 6 Uhr: **Der moderne Geistliche auf dem Lande.** Pfarrer Borée (l'Houet) in Heiligenrode.

Donnerstag 30. September vormittags 9 Uhr: **Ist unsre Verkündigung von Jesus unhaltbar geworden?** Professor Weinel in Jena.

V d F d C W

Nr. 29 der Mitteilungen ist in letzter Vorbereitung.

Versammlungskalender

4.—17. August Ferienkurse Jena (11.—17. Religion und Religionsunterricht)
29. Aug. — 5. Sept. Welt-Friedenskongreß Stockholm
24.—27. September Evangelischer Bund Mannheim
21.—23. „ Deutscher Protestantentag Bremen
27.—30. „ Gustav Adolf Verein Bielefeld
28.—30. „ Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 7. Oktober Kongreß für Innere Mission Stuttgart
5.— 8. „ Theologischer Ferienkursus Malente-Gremsmühlen (Holstein)
11. 12. „ Deutscher Evangelischer Kirchengesangverein Dessau

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 29. Die römische Kurie — Zur Geschichte der internationalen Eucharistischen Kongresse — Eingabe der Freunde evangelischer Freiheit in Hagen zum Fall Traub — Die Heidelberger Akademie der Wissenschaften — Verschiedenes

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue, Berlin

Nr. 29. Die Bedeutung Calvins — Die Zukunft der preußischen Landeskirche — Aus Preußen: Die Evangelische Vereinigung (rheinisch-westfälische Gruppe) — Aus Berlin — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Die badische Generalsynode — Mancherlei (Fürsorgeerziehung — Religionsunterricht von Kindern freireligiöser Gemeinden — Seelsorge — Johannes Müller im Urteil der Gemeinschaftsleute

Nr. 30. Die Zukunft der preußischen Landeskirche II. — Die theologische Konferenz zu Gießen — Ein moderner Katechismus — Aus Preußen: Zur Ernennung des neuen Kultusministers — Zur Austrittsbewegung — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Die badische Generalsynode. II. — Bayern — Akademie der Wissenschaften in Heidelberg — Mancherlei: Die Not des Orients

Ein **Geistlicher auf dem Lande**, erkrankt, noch länger erholungsbedürftig, sucht **sogleich** einen **jungen Theologen**, der mindestens das erste Examen gemacht hat und bereits einige Uebung im Predigen besitzt, zur **Vertretung** in seinem Amt. Ein Filial vorhanden. Anerbietungen an

Staffelde, Kr. Ostende-Havelland, Prov. Brandenburg.

Pastor Neumann

Für einen Studenten der Theologie aus England, der sich im Deutschen vervollkommnen will, suche ich Pension in gutem Hause von Anfang August an. **Rade**

Stud. theol., VII. Semester, der bereits ein Jahr als **Hauslehrer** tätig war, sucht vom 1. August bis Ende Oktober gleiche oder ähnliche Stellung. Angebote unter **A. W.** an die Geschäftsstelle des Blattes.

Cand. min. sucht Stellung als **Vikar** im Ausland (am liebsten Frankreich oder England). Angebote unter **T 39** an die Redaktion.

Weil meine Bibliothek geordnet werden soll, bitte ich um alle entliehenen Bücher. R

Pfarrhaus der französischen Schweiz sucht zum 1. September **junges Mädchen**, das selbständig kochen kann als **Stütze.** Hilfe für grobe Arbeit vorhanden. Anfragen mit Gehaltsansprüche und Zeugnissen erbeten an **M. le pasteur de Thierrens** (Vaud) Schweiz.

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Evangelisches Vereinshaus Coblenz (Alt-Löhrtor) in der Mitte der Stadt gelegen, empfiehlt sich den Herren Geistlichen und Lehrern als gutes, preiswertes Logis und Restaurant. Vorzügliche Küche, gute Weine.

Georg Volland, Traiteur

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an
Höchster Rabatt. Kleine Raten. **Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog Mk. 6 gratis.** Größter Umsatz. **Allergünstigste Bezugsquelle.** Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Besetzung einer Pfarrstelle

An der evangelisch-lutherischen **Weißfrauengemeinde in Frankfurt a. M.** ist am 1. Oktober 1909 eine neue Pfarrstelle durch Wahl der Gemeindeorgane zu besetzen. Bewerbungen sind bis zum 15. August an Herrn **Geh. Konsistorialrat Pfarrer Kayser** Hohenstaufenstraße 32 einzureichen.

Der Gehalt steigt (von 5 zu 5 Jahren) von Mk. 3600—4500 — 6000—7200—8000 Mk. Dazu kommt freie Amtswohnung in dem neuen Gemeindehause.

Zu genauen Mitteilungen ist gern bereit

Pfarrer Dr. H. Dechent, Konsistorialrat, Niedenau 58.

Frankfurt a. M., den 15. Juli 1909.

Die **Petri-Nikolai-Gemeinde** in **Dortmund** sucht baldigst zur Verwaltung einer erledigten Pfarrstelle während des Nachjahres einen **Hülfsprediger,** der pro min. oder pro lic. conc. geprüft ist. Gehalt 2400 Mk.

Meldungen erbeten an das **Presbyterium** z. H. des stellvertretenden Vorsitzenden

Goldberg, Pfarrer.

Zweiter theologischer Ferienkursus in Malente-Gremsmühlen

Von 5.—8. Oktober 1909

Professor Greßmann-Berlin: Das Gilgames-Epos. Professor Baumgarten-Kiel: Die Trennung von Staat und Kirche. Professor Bousset-Göttingen: Probleme des Lebens Jesu.

Außerdem in Abendversammlungen wird über folgende Themata referiert und debatiert: Kulturprobleme und ethische Fragen in Nordschleswig; Paulsens Ethik und das Christentum; Die christliche Offenbarung und die neuere Wissenschaft.

Gemeinsames Leben und Wohnen im Kurhotel Luisenhöhe: pro Tag 5 Mk. Kursusbeitrag: 6 Mk., für einen einzelnen Tag resp. Veranstaltung: 2 Mk. Anmeldungen (bis 15. August) und Anfragen bei Pastor **Beckmann** in **Hennstedt** in Norderdithmarschen.

Die Leiter:

Jansen-Kiel, Schröder-Kiel, Beckmann-Hennstedt (Dithm.)

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein

für die evangelisch kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege

bildet ernstgesinnte, evangelische Mädchen und alleinstehende Frauen mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Aufnahme 1. Oktober und 1. April.

Anfragen mit Rückporto zu richten an den Vorsitzenden des Vereins, Pfarrer **Heim** in **Lennep** (Rheinpreußen).

Stellung

mit hohem Einkommen erhalten junge Leute jeden Standes durch Berufswechsel. Kurze Vorbildung gegen mäßiges Honorar. Viele Dankschreiben. Prospekte versendet die **Allg. Deutsche Kellnerschule in Magdeburg.**

Schnecken und Muscheln

behandelt D. Geyer in seinem Buche „Die Weichtiere Deutschlands“ (122 Seiten, 3 Tafeln, 66 Textbilder). Diese Biologie ist für jeden Naturfreund hochinteressant. Bequemes Taschenformat. Gegen Einsendung von nur M. 1.50 erfolgt Frankozusendung eines geb. Expl. vom Verlag **Strecker und Schröder** in **Stuttgart** K 20. Umsonst und portofrei sendet die Firma auf Verlangen ihren illustrierten Prospekt über „Naturwissenschaftliche Wegweiser“.

Alkoholentwöhnung

zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

Anläßlich der **Eröffnung der Tauernbahn** am 5. Juli (Salzburg-Badgaftein-Trieft) empfehlen sich den christlichen Familien die **Hofpize** in **Badgaftein** (Helenenburg) und **Trieft, piazza della chiesa evangelica 1, III.**

Erholungsheim Anker

im Ostseebade **Henkenhagen** bei Kolberg

Freies Seebad. Großes Luft- und Sonnenbad im Walde

Spezialität:

Wärmekultur nach Dr. med. Winsch, Badearzt in Henkenhagen

Siehe die Schrift von Dr. Winsch: „Ueber Wärmekultur, ein Fortschritt der Lebens- und Heilkunst und ein Beitrag zur höheren Entwicklung des Menschen“. 2. Auflage. 55 Pfg.

Prospekte gratis durch die Besitzerin **Frau Josefa Grube.**

F. W. Förster

Soeben erschien in zweiter Auflage:

SEXUALETHIK UND SEXUALPÄDAGOGIK

Eine neue Begründung alter Wahrheiten. :-: 8°. VI und 236 Seiten.

2.40 Mk.

Inhalt: Eine Vorfrage: Anarchie oder Autorität? Betrachtungen zur Kritik der individuellen Vernunft. Wer ist kompetent? — **Sexualethik:** Schwierigkeit der Charakterbildung inmitten unserer materiellen Kultur. Die wachsende Zersetzung der ethischen Tradition. Form und Freiheit. Monogamie und Persönlichkeit. Das Recht des Kindes auf die Monogamie. Die Monogamie vom sozialen Standpunkte. Pädagogische Bedeutung der Monogamie. Übertriebener Kultus des Erotischen. Liebe und Ehe. Die Bereicherung des Liebeslebens durch das Christentum. Monogamie und Rassenkonkurrenz. Monogamie und Mutterschutz. Wesen des Unterschiedes zwischen alter und neuer Ethik. Die Präventiv-Technik. Dr. Rutgers ‚Rassenverbesserung‘. Neurose und Sexualethik. Zur homosexuellen Frage. Die Unentbehrlichkeit der asketischen Ideale (Gesichtspunkte zur Beurteilung der Heiligen, der geistlichen Orden und des Zölibats). Religion und Sexualleben. — **Sexualpädagogik:** Die Überschätzung der blossen Aufklärung. Die Erziehung des Willens. Zur Kritik der Auslebetheorie. Selbstzucht und Gesundheit. Die bewahrende Bedeutung des Schamgefühls. Sexualpädagogik in der Schule. Hygiene der Phantasie. Die pädagogische Bedeutung der körperlichen Arbeit. Religion und Sexualpädagogik. Das Kulturwerk des Christentums. Schlusswort. :-: :-:

Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten u. München

Morgenandachten

dargeboten von den Freunden der Christlichen Welt. Tübingen, J. C. B. Mohr. Broschiert 5 Mk., gebunden 6,50 Mk., in Leder gebunden 10 Mk.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 322 344 000 M. Vermögensbestand 140 578 160 M.

Ueberschuß im Geschäftsjahre 1908: 3 682 465 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

D. R. P. und Auslandspatente. Höchste Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen.

Keine unvergohrenen süßen Traubensäfte

sondern

vergohrene Traubenweine ohne Alkohol mit dem natürlichen Bouquet und Weingeschmack.

Alleiniger Hersteller:

Carl Jung

Weingutsbesitzer

in **Lorch** (Rheingau)

älteste u. größte Kellerei vergohrener alkoholfreier Weine.

Zweigniederlassungen:

Schweiz: St. Margrethen

Oesterreich: Bregenz

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine literarische Beilage von der N. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung in Marburg i. H. (Evangelische Diasporakunde)